Hirschfeld

MICHAEL LEWINOFFS DEUTSCHE LIEBE

Georg Hirschfeld

Michael Lewinoffs deutsche Liebe

1.—5. Tausend



Bibliothek moderner deutscher Autoren Ban

2.–

Michael Lewinoffs
▪ ▪ deutsche Liebe

Bibliothek moderner
deutscher Autoren
▪ ▪ Band 20 ▪ ▪


Georg
Hirschfeld

Michael Lewinoffs deutsche Liebe

Novelle

Umschlag von Richard Lux

1.—5. Tausend

Wiener Verlag
Wien und Leipzig
1906

Druck der k. und k. Hofbuchdrucker
Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Michael Lewinoffs deutsche Liebe

I.

Elvira Scheunemann war ehemals die jüngste der Sisters Robinson, von denen die älteste Malwine Blumenthal und die zweite wirklich englisch Mabel Robinson hieß. Elvira war auch nur Künstlername, denn eigentlich hieß sie Auguste, aber sie wollte das schönere Wort in ihrer Invalidität nicht missen. Die Sisters Robinson waren mehrere Saisons hindurch Stars im Zirkus Schumann und in anderen Kraftkunststätten, besonders Miß Elvira, wenn auch Mabel und Malwine bei aller schwesterlichen Kollegialität dies ungern eingestehen mochten. Elviras Erscheinung war trotz des berühmten Kostüms — blauseidene Trikots mit Silberfransen und einen Kornblumenkranz ins offene, blonde Haar gedrückt — nicht bestrickend. Sie war klein und mager, und das ärmliche Kindergesichtchen mit dichten Sommersprossen bedeckt, welche die Herren auch

durch Puder und Schminke erkennen mußten. Aber sie arbeitete am schwebenden Trapez mit solchem Ernst, mit einer so graziösen Unerschrockenheit, daß gute Bürgersleute das Genie bewundern mußten, während ihre Kinder sich als Bruder und Schwester der Künstlerin fühlten und am liebsten mitmachen wollten. Berühmt war vor allem ihre große, überaus gefährliche Nummer bei Musikstille. Hoch oben am Plafond des Zirkus neben dem Kronleuchter auf einer schwebenden Schaukel mit einem Fuße stehend, schnellte sie sich plötzlich in die Tiefe und ergriff in dem einen gegebenen Moment mit der rechten Hand die rechte der ihr entgegenfliegenden Schwester Mabel. Verfehlte sie diesen Moment, so war ihr trotz des ausgespannten Netzes ein Genickssturz sicher. Mabel aber war zuverlässig und hatte Bärenkräfte. Malwine Blumenthal machte es sich bequemer — die hing ganz oben an einem kleinen, festen Reck und machte ziemlich unbeachtete Turnübungen. Das einzige, womit sie wirken wollte, war ihre Schönheit und die Höhe ihres Standpunktes, obgleich es für sie dort oben gerade so sicher war,

wie unten auf ebener Erde. Ihr Hauptwert für die Gesamtleistung der Sisters bestand jedenfalls in dem dauernden und lukrativen Verhältnis, das Malwine mit dem Grafen von Schweinichen hatte. In jeder Vorstellung glotzte der, wenn die Schwestern auftraten, den langen Dragonerkörper vorgebeugt, aus seiner Loge.

So ging das Leben rasch und gut dahin. Die Stampfmusik, das tägliche Applausgejohl, die Knallbonbonliebe von Kommis und Soldaten, die Bewunderung von Konfektioneusen, Bäckermadames und alten Beamten betäubten Elvira wie heißer Punsch vorm Schlafengehen. Eigentlich lebte sie ganz wo anders, sie wußte selbst nicht wo, jedenfalls nicht hier. Doch ehe von diesen Dingen die Rede sein darf, muß erzählt werden, auf welche Weise das kleine Mädchen Spezialität geworden und Schwester jener beiden Schwestern.

II.

Als ihr Vater, der Destillateur Scheunemann in der Breslauerstraße, nach seinem Bankerott sich das Leben genommen hatte, besaß Elviras Mutter an Erwerbsquellen nur ihre fünf Kinder und eine Singersche Nähmaschine. Paula, die Älteste, war mit dem Möbeltischler Dammerow verlobt, der sie nach dem Tode des Vaters sitzen ließ. Sie ging als Dienstmädchen nach Breslau, ohne sich um ihre Familie weiter zu kümmern. Auguste war die Zweite und stand nun plötzlich, da die drei Jüngsten noch Schulkinder waren, als einzige vor der Berufswahl. Das gab harte Kämpfe. Die Mutter wollte sie durchaus zum ‚Anlernen' in die Mengerssche Velvetfabrik schicken, aber Auguste hatte ein anderes Ideal. Emma Giesecke, ihre Schulfreundin aus der Koppenstraße, war ihrerseits intim mit Elisabeth Lorenz, der Nichte des Abendportiers vom Zirkus

Schumann, befreundet. Sie verschaffte sich dort häufig Galeriebillets, und Auguste durfte mit. Da verliebte sie sich mit ganzer Seele in Mabel Robinson, die berühmte Reckturnerin, sie, die ja selbst in der Schule immer ein Phänomen an Turnerkraft und Geschicklichkeit gewesen war. Augustens Ruhm war durch die halbe Breslauerstraße gedrungen und beim Schauturnen hatte sie vor Rektor und Lehrern der Gemeindeschule eine vielbewunderte Extravorstellung gegeben. Sie war wie ein fünfzehnjähriger Junge, mager, sehnig, scheu und kraftbewußt. Anerkennung ihres Riesenschwunges von kundigen Turnern (sie turnte oft heimlich in ihres Bruders Jungenhosen, wenn der Lehrer es erlaubt hatte) war ihr tausendmal lieber, als alle Gymnasiastenblicke, für die ihre Freundinnen schwärmten. So machte sie allmählich die meisten Tricks der Robinsons mit Aufbietung aller Kräfte und beispielloser Unerschrockenheit an den einfachen Geräten der Turnhalle nach, bis eines Tages das hohe Vorbild durch Emma Giesecke von ihrem Talent und ihrer platonischen Anbetung erfuhr und den Wunsch aussprach, sie kennen zu

lernen. Erst wollte Auguste sich flüchten, aber schließlich mußte sie doch mit, die Freundin zog sie, und im Zirkus, auf der glänzenden Stätte, die bei Tage recht grau und nüchtern aussah, durfte sie sich vor Mabel produzieren. Diese erkannte durch alle Ärmlichkeit und Kraftvergeudung hindurch die merkwürdige Naturbegabung, sah den goldwerten Nutzen, der sich hier so ahnungslos darbot, und versprach, Auguste zu ihrer Schülerin zu machen — unentgeltlich, wenn sie sich nach Ablauf des Unterrichtes völlig in ihren Willen fügen würde. Nicht inniger beglückt konnte ein junger Dichter sein, dem Goethe eine Zukunft verhieß, als Elvira Scheunemann von den Worten ihrer Göttin, der seltsam bemalten und bei Tage ältlichen Amerikanerin. Die Mutter mußte sich fügen, da sie die Leidenschaftlichkeit ihres Kindes fürchtete, und das Studium begann. Nach drei Jahren sklavischer Arbeit, Prügel, Hunger und Erniedrigung war sie ‚reif‘ geworden, noch mehr, sie hatte Mabel vermöge ihrer erstaunlichen Begabung aus der konkurrenzbedrohten Reckturnerei in das seltenere Gebiet des fliegenden

Trapezes buchstäblich emporgehoben. Mit Miß Malwine Rola, Malwine Blumenthal, einer früheren Parforcereiterin, waren sie von nun an drei Geschwister Robinson — aus San Francisco.

III.

Das, was nach der Vorstellung kam, für Mabel und Malwine die Hauptsache, der Reiz ihres raschen Lebens — Champagner, Austern, chambres separées mit Glühlicht und vornehmen Kellnern — davon wußte Elvira nur aus den Erzählungen der Schwestern, aber sie scheute sich davor, sie hatte förmlich Angst, daß dergleichen auch an sie herantreten könnte. Nicht etwa aus irgendeinem bewußten Moralgefühl heraus, sondern einfach, weil ihre Sinne zu dumpf dazu waren, weil sie keine Lust verspürte, weil sie sich nicht reinlich und gescheit genug vorkam für diese spöttischen und parfümierten Herrchen. Sie war so dumpf und dumm in all' den Flitter hineingeraten und ließ es nun laufen, wie es lief. Was wollte man von ihr? Sie wollte ja auch nichts. Nach der Arbeit abends war sie immer hundemüde. Die Andern freilich, die nicht so schwie-

rige Tricks machten, wie sie, die konnten noch lange soupieren und scharmieren und Gott weiß was — sie aber brauchte Schlaf, viel Schlaf. Wenn Mister Cook sie küßte, hatte sie immer Lust ihn zu schlagen, denn Zärtlichkeiten raubten ihr ihrem Gefühl nach Kraft und Geschicklichkeit. Wie viel Hohn und Spott mußte der kleine „Dussel“, wie man sie im Zirkus nannte, von allen Kollegen erleiden! Dann stand sie da, ein Kanarienvogel im Spatzenschwarm, vor Scham und Ärger stumm, bis sie endlich anfing bitterlich zu weinen. Dann schwieg das keifende Volk, und die große Mabel nahm sie, sich an das Geschäft erinnernd, das sie mit ihr machte, in Schutz und rief, man solle doch Respekt haben vor solcher Künstlerin.

IV.

Der Zwiespalt zwischen ihrer starken Kunst, der sie voll Ehrgeiz, ohne Nebengedanken gehörte, und der Feindseligkeit ihrer Umgebung trieb sie immer dumpfer in ihre Pflichterfüllung hinein. Je weniger sie von der Außenwelt wußte, desto waghalsiger wurden die Kunststücke, die sie ersann. Mabel und Malwine waren durchaus damit einverstanden und warnten sie nicht. Sie brauchten sich ja umso weniger anzustrengen und gaben gern das bißchen Ruhm an die häßliche Kleine ab, um für die Herren Kavaliere nach der Vorstellung empfänglicher zu sein. Die Kavaliere, welche anfangs Elviras Bekanntschaft ihres Ruhmes, nicht ihres Körpers wegen suchten, nahmen die Erklärung der beiden Schwestern, die arme blöde Kleine geniere sich mitzukommen, mit spöttischem Bedauern auf. Sie fragten dann nicht mehr nach ihr und wandten ihr Interesse

ausschließlich den Soupertalenten der Anderen zu. Frau Scheunemann, Elviras Mutter, war drrch die Einkünfte ihrer Tochter hoch beglückt. Mehr aber noch durch ihren tadellosen Ruf, denn sie hatte auf Pastor Schottmüller Rücksicht zu nehmen, Pastor Schottmüller von Sankt Emmaus, der immer so gut zu ihren Kindern gewesen und ihr mehrmals Armenunterstützung verschafft hatte. Sie zitterte, wenn sie ihm übereifrig von Elviras Triumphen erzählt und der alte Mann seinen mageren Zeigefinger, erhob: „Aber die Seele, Frau Scheunemann?!"

Dann konnte sie sich für die Reinheit ihres Kindes verbürgen, doch während sie sich demütig entfernte, beruhigte ihr mütterlicher Grimm sich selbst noch ganz geheim: „Der Olle hat ja keene Ahnung! Von so wat!" Sie war zufrieden. Ihre Waschstellen konnte sie wieder annehmen, denn zu Hause hatte sie nur noch ein Kind, da Anna und Grete auch schon in Berufen tätig waren. Täglich sah sie eine schönere Zukunft vor sich. Bis es eines Morgens klingelte und Leute von der Sanitätswache ihre Tochter

Elvira besinnungslos, mit schweren inneren Verletzungen, nach Hause brachten. Nicht abends, im Glanz der Vorstellung, bei Musik und Bewunderung, sondern bei der Probe, die sie ganz allein in der Manege veranstaltet, hatte das Schicksal sie ereilt. Die Gewalt eines neuen Sprunges zerriß das Seil des höchsten Trapezes. Sie lag nun wie ein toter Vogel da. Der Arzt, der gerufen wurde, beruhigte die schreiende Mutter und erklärte ihr, daß ihre Tochter mit dem Leben davonkommen werde, ihrem Berufe freilich für immer verloren sei.

Ein ganzes Jahr lag sie im Bett und durfte sich nicht regen. Die Teilnahme ihrer Kollegen war seltsam. Mabel und Malwine besuchten sie anfangs, brachten Portwein mit und erfüllten die arme Stube mit Patschuligeruch, dann ließen sie nichts mehr von sich hören — sie waren nach Petersburg abgereist. Die Anderen machten es nicht besser. Außer den Unfallentschädigungsgeldern, die sie monatlich bekam, hatte Auguste allmählich gar keine Berührung mehr mit ihrem früheren Leben, und

die arme Kranke mußte sich immer bitterer aus Elvira Robinson in Auguste Scheunemann zurückfinden. Alles war abgerissen mit dem Seil, das ihr den furchtbaren Sturz gebracht hatte. Nur einer war treu geblieben: Cecco, ein alter, musikalischer Clown, der alle acht Tage kam, an ihrem Bette saß und sie streichelte. Die Grimassen, mit denen er allabendlich die Galerie zum Lachen brachte, konnte er auch hier nicht unterlassen, begegnete damit aber nur den glasigen Fieberaugen der Kranken.

Je mehr sie zum Bewußtsein und zu Kräften kam, desto tiefer fühlte sie ihr Unglück, desto lebendiger wurde ihr alles Vergangene und das Unwiederbringliche ihres Verlustes. Der erste Ausgang, den sie mit der Mutter unternahm, brachte ihr eine tiefe, stundenlange Ohnmacht. Der kühnen Turnerin war jetzt jeder Schritt ein Wagnis. Seitdem fürchtete sie die Straße, haßte die Menschen und verließ ihre Stube nicht mehr. Den ganzen Tag saß sie in ihrem Lehnstuhl, beide Händchen auf den Krückstock gestützt und dachte nach. Ihr

Kopf war klar, so dumpf und weh ihr Körper war. Sie fragte sich brütend tausend Dinge und wollte doch auf nichts eine Antwort haben. Die Mutter ging gramvoll, still umher und fürchtete für ihren Verstand, da das bißchen Körper gerettet war. Nur *einen* lebendigen Moment gab es am ganzen Tage — wenn des Morgens der „Artist“ kam. Dann suchte sie und studierte eifrig die Notizen über Zirkus Schumann.

V.

Frau Scheunemann mußte ihr „gutes Zimmer“ vermieten. Die Miete war nicht anders aufzubringen. Der erste Herr, der es nahm, ein Reisender, ging nach vierzehn Tagen für immer auf Reisen und ließ weiter nichts, als einige Zigarrenstummel zurück. Der zweite Herr aber bezahlte und blieb und war ein anständiger, wenn auch etwas wunderlicher Herr, wie sich alsbald herausstellte. Er hieß Doktor Lewinoff und war aus Kiew in Rußland. Frau Scheunemann erschrak anfangs, als ein fleißiger Mann vom Polizeirevier bei ihr erschien und sich ausführlich nach ihrem neuen Zimmerherrn erkundigte. Doktor Lewinoff aber beruhigte sie selber bald mit seinen hastigen und eindringlichen Reden, die von Zeit zu Zeit ganz unverständlich wurden, da er immer wieder in den russisch-jüdischen Jargon verfiel. Das endgültige und schiefe Bild, das sie

von ihm bekam, war, daß er ein russischer Revolutionär, ein roter Sozialdemokrat sein müsse, dem die Polizei im Ausland nichts anhaben könne, und der deswegen nach Berlin gekommen sei. Das gefiel ihr, denn sie war selbst verbittert, sie fühlte sich vom Leben schlecht behandelt, und den hochgelehrten Mann, der so menschlich, fast kindlich mit ihrer armen Unbildung zu sprechen wußte, gewann sie lieb. Über seine eigentliche Profession wurde sie sich freilich nicht klar, es genügte ihr vorläufig, ihn Herr Doktor zu nennen. Im übrigen beschloß sie aus eigener Überlegung, die wahre Existenz ihres Mieters und die Reden, die er vor ihr geführt, geheim zu halten, und vertraute einzig ihrer Tochter Elvira, welchen merkwürdigen Hausgenossen sie jetzt bekommen hätten. Zu ihrer Freude war dies das erste, was Elvira von ihren bohrenden Grübeleien abbrachte. Auch sie erwärmte ihre frierende Seele an dem düster flackernden Licht, und stundenlang durfte ihr die Mutter immer dasselbe von Lewinoff erzählen. Sie sorgte sich sogar für ihn.

Eine neue Lampe müsse angeschafft werden, zum Studieren, ein neuer Stiefelknecht und dunkle Vorhänge vor die Mullgardinen.

VI.

Er war milder, als sie dachten. Die Heimatlosigkeit, das ewig wunde Oppositionsgefühl des russischen Juden, der nach Deutschland geht, um Freiheit und Kultur zu finden, den unbestimmten Zorn, die unbestimmte Sehnsucht hielten sie, die in ihrer Dachstube saßen und nur beim Zeitunglesen „nachdachten“, für parteipolitischen Beruf. Doktor Lewinoff wußte sich von ihnen mißverstanden, sorgte aber nie für ihre Aufklärung, sondern ging oder vielmehr lief seine eigenen Wege, als wenn niemand außer ihm vorhanden wäre. Begegnete er seiner Wirtin einmal, so sprach er mit ihr, als wäre er seit Jahren mit ihr befreundet. Von Elviras Existenz wußte er kaum etwas, er hatte nur flüchtig gehört, daß Frau Scheunemann vier Kinder hätte, eine erwachsene kranke Tochter, zwei halbwüchsige, die in einem Geschäft arbeiteten, und einen kleinen

Jungen, der sein Dasein durch eine furchtbare Kindertrompete am deutlichsten machte. Die Tür zu Elviras Stube, die an die seine grenzte, stand einmal offen, als er an einem Sommerabend nach Hause kam. Er sah einen kleinen, ziemlich freundlichen Raum mit hellen Kattunmöbeln, die Wände mit allerhand Flitter und Lorbeerkränzen behängt. Eine feine, warme Parfümluft kam heraus. Das junge Mädchen hatte sich bei seinem Anblick heftig erschrocken aus dem Lehnstuhl erhoben, und Lewinoff verließ sofort wieder die Wohnung, um erst nach Mitternacht zurückzukehren. Unten auf der Straße beschloß er, auf seinem Schreibtisch kein Manuskript mehr liegen zu lassen. Freilich, er dichtete nur Jargon — das würden sie doch nicht lesen können.

Michael Lewinoff war ein Dichter. In Deutschland mit seinen Werken heimatlos, denn hier verstand man seine Sprache nicht. Als jüdischer Volksdichter aber war er in Rußland und Amerika unter seinen Menschen viel gelesen, und mehrere Bücher waren dort von ihm erschienen, während er im

Lande der Kultur ganz unbeachtet umherging. — Doch das kümmerte ihn wenig. Sein Charakter hatte die scharfe Konsequenz seines Schaffens. Er war sich ein für allemal darüber klar geworden, daß nicht die Menge, daß kaum drei Menschen einem Künstler wirklich nahe sein und ihn verstehen könnten. Daß auch diese wenigen eher bedrängten und zerstörten, als klärten und halfen. Schmerz und trotzige Auflehnung, die Hauptelemente seiner Gestalten, waren seiner Lebensführung fremd. Er lebte einsam, unter dem Schicksal aller. Das Glück war ein Phantom für seine klaren, düster blickenden Augen. Er suchte es nicht, er suchte nur die Menschen, welche daran glaubten, nach jenen keuschen, innersten Schätzen der Seele, und einzig der Ergründung, wie sie litten, nicht was sie litten, galt seine Kunst.

Mit seinen Verwandten, den frommen Juden in Kiew, die ihn zum Rabbiner machen wollten, hatte er sich entzweit. Acht Jahre war er schon im Ausland und hielt sich trotzig für sich allein. Erst in der Schweiz, dann in Deutschland, in München,

Dresden und Berlin. Von seiner Familie nahm er keine Unterstützung an, er lebte nur vom Ertrage seiner Schriften. Die Art und Weise, wie er nun immer zwei oder drei Jahre Bürger bald dieser, bald jener Stadt war, hatte die seltsame Einseitigkeit seines Schaffens. Immer nach den dunkelsten und ärmlichsten Vierteln strebte er hin, wo der soziale Zwiespalt, das dumpfe Leiden, die naive Entartung ihm am deutlichsten entgegentraten. Unter einem engen, abendroten Himmel, zwischen verräucherten Mietskasernen, vor denen schmutzige Kinder in der Gosse spielten, fühlte er sich am wohlsten. Er liebte die Luft der Armut und wußte kaum, wie sie ihm schadete. So hatte er in Berlin zuerst im Norden gewohnt, in einer Straße hinter em Oranienburger Tor, wo er aber wieder ausziehen mußte, weil seine Nachbarinnen, zwei Prostituierte, sich zu laut gebärdeten. Dann verschlug es ihn nach Osten, und er mietete bei Frau Scheunemann in der Breslauerstraße. Hier wollte er lange bleiben. Hatte er vom frühen Morgen bis zum Abend gearbeitet (seine Wirtin besorgte ihm Früh-

stück und Mittagessen), dann setzte er seinen zerschlissenen Strohhut auf und lief hinaus auf die Straße, oft stundenlang, bis an das Weichbild der Stadt.

Ein kleiner, gedrungener Mensch, mit zottigem Haar und Bart und einem gelblichen Gesicht, aus welchem hinter Brillengläsern zwei große schwarze Augen oft ein unbeachtetes, armes Wesen, das ihm begegnete, ein schmutziges Kind oder einen Hund mit forschender Aufmerksamkeit betrachteten. So kannten ihn die Leute bald in jener Gegend. Tausend Pläne durchkreuzten sein Gehirn. Kehrte er aber um und schritt er wieder seiner Wohnung zu, dann trat der Dichter hinter dem Philosophen zurück. Klare, ruhevolle Gedankenarbeit erfüllte ihn ganz, und der Ausdruck seiner Augen wurde still und freundlich. In seiner Stube saß er bis Mitternacht bei offenem Fenster, trank Tee, aß ketzerische Schinkenstullen und las Schopenhauer, bis die Lampe ausging, und das Schnarchen seiner Wirtin ihn aufschreckte. Die lag im Nebenzimmer bei Elvira.

Elvira aber war meistens wach, da sie Schmerzen hatte, und sah nach dem schmalen Lichtstreif unter der Tür, bis er erlosch.

VII.

„Wissen Se, Herr Doktor, Sie sollten auch 'mal nach 'n Irunewald 'rausmachen.“ Mit diesen Worten stellte Frau Scheunemann eines Morgens ihrem Zimmerherrn das Frühstück auf den Tisch.

„Grunewald? Wo ist das eigentlich?“

Frau Scheunemann schlug eine Lache auf. „Des wissen Se nich? Da is es ja so scheen! Da machen ja alle Berliner 'raus! Morjen is Sonntag, da wollen wir auch 'mal 'rausmachen, meine Tochter Elvira und ich.“

„So? Ist es weit?“

„I Jott, 'ne knappe Stunde. Man fährt mit de Stadtbahn bis Station Irunewald for zwanzig Fenn'je. Meine Tochter tut es ja so jut, wissen Se, des arme Ding, die is ja 'n janzen Sommer noch nich aus de Tür jekommen.“

„Ist Ihre Tochter immer noch krank?“

„Ach lieber Jott, die bleibt ja so. Es is 'n Jammer. Ja wenn se nich so bleiben würde.“

Und, wie auf ein Signal, das sie schon lange erwartet hatte, begann Frau Scheunemann dem Doktor die ganze Leidensgeschichte ihres Kindes zu erzählen. Es war ein wirres, seltsam ergreifendes Lebensbild, das sich ihm darbot. Das leidenschaftliche Muttergefühl der einfachen Frau, die ihm das Innerste heraussagte, ihr Gemisch von stolzer Eitelkeit und schmerzlicher Entsagung, ihr Groll gegen die undankbaren Menschen und gegen Gott, der es zuließ, dies alles zog ihn allmählich aus der ersten Scheu in tiefes Mitleid hinüber. Wieder einmal erkannte er, daß ihm, der das Leben überall suchte, seine reichsten Erscheinungen unbemerkt vorüber zu gehen drohten. So lange wohnte er schon mit diesem Mädchen Tür an Tür und hatte nach den ersten Eindrücken, die schon merkwürdig genug waren, kaum nach ihr gefragt. Als er dies ganz naiv und nur aus seinem Dichtergefühle aussprach, mißverstand ihn Frau Scheunemann natürlich und erzählte ihm unter Tränen, wie segensreich schon der

Einfluß, daß ein so bedeutender Mann bei ihnen wohne, auf ihre Tochter gewirkt habe, wie sie aus ihrer Schwermut, ihrer dumpfen Verzweiflung erst durch seine Gegenwart herausgerissen sei. Sie sorge sich schon so reizend für ihn, sie denke immer nur an seine Bequemlichkeit, doch ihre tiefe Schüchternheit mache es ihr unmöglich, den Herrn Doktor auch persönlich kennen zu lernen. Sie habe nur zweimal gewagt, ihm vom Fenster aus nachzusehen, wenn er abends ausging. So kindisch sei sie.

Doktor Lewinoff erhob sich vom Sofa und suchte seinen Strohhut.

„Ach, woll'n Se schon wieder ausjehn, Herr Doktor?"

„Ja. Was ist?"

„Ach woll'n Se uns nich mal 'ne jroße, jroße Freude machen, Herr Doktor?"

„Was denn?"

„Wir haben doch so 'n hibschen Balkon. Da sitzt es sich abends so scheen hinter de Blumentöppe. Bitte, machen Se uns doch 'mal das Verjnüjen und die Ehre und essen Se mit uns Abendbrot.

Denn lernen Se auch meine Elvira kennen. Sie möcht' es doch so jern, das arme Ding, und traut sich's nich zu sagen. Anna und Jrete sind heut nich zu Hause, die machen 'ne Landpartie nach Saatwinkel mit ihre Fabrike, und Aujust, den schick' ich schon um Acht zu Bett."

„Sie sind also ganz allein mit Ihrer Tochter?"

„Janz allein! Ach kommen Se doch."

„Ich komme."

VIII.

Abends saßen sie zu dreien um einen kleinen, sauber gedeckten Tisch herum auf dem Balkon. Über ihnen die schmale Himmelsstraße zwischen den Dächern, die vom Dunst des heißen Sommertages eine schwefelgoldene, rauchige Färbung hatte. Der Balkon der Scheunemannschen Wohnung krönte eine Säule von Erkern, welche die dritte, zweite und erste Etage des Hauses zierten. Tief unten lag die Straße mit den Pferdebahnschienen und den dunklen Gaslaternen, denen sich eben der Anstecker, sein Instrument wie eine Lanze mit glühender Spitze auf der Schulter tragend, näherte. Im Schummerlicht gingen müde Arbeitsleute nach Hause, Kinder folgten neckend einem Betrunkenen, und vor den Kellertüren tratschten die Frauen.

Frau Scheunemann hatte sich zu Ehren des Gastes angestrengt. Mit glühend wichtiger Miene brachte

sie das Essen, ein schönes dampfendes Eisbein mit Sauerkraut und Erbsengemüse, auf den Tisch. Elvira hatte sich soeben, im Vorübergehen sich an den Möbeln stützend, auch eingefunden und saß dem Doktor mit scheuen Blicken gegenüber. Er hatte ihr den Lehnstuhl diensteifrig auf den Balkon hinausgetragen. Die Lampe brannte auf dem Tisch, Frau Scheunemann servierte. Es wurde mit ziemlich konsequenter Schweigsamkeit gegessen, denn Doktor Lewinoff aß viel, aber er sagte nichts, Elvira war sehr verlegen und beglückt, und Frau Scheunemanns Konservation hatte, da sie zu sehr auf das Urteil des Gastes über ihre Kochkunst gespannt war, etwas Irres. Beim Käse erst wurde es gemütlicher, denn es gab Gilka dazu, und Doktor Lewinoff weigerte sich beharrlich, ihn zu trinken, weil es ihm schadete, wie er versicherte. Darüber wagte nun schließlich auch Elvira laut und fröhlich zu lachen, und da der Doktor sich durchaus nicht darüber ärgerte, sondern mit lachte, das ganze Bild des Abends aber anders und freier geworden war — dunkeler, stiller, der Mond stand gelb wie eine große Kürbisscheibe am

Himmel — so ließ sich auch Lewinoff bewegen und trank mit. Das löste ihm die Zunge. Er erzählte von seiner Heimat, von der russischen Ebene, den Wäldern, den Bauern und den seltsamen Juden in der Stadt. Nicht achtend, ob die Zuhörer ihm folgen konnten, riß es ihn allmählich aus den einfachen Naturbetrachtungen zu innersten Bekenntnissen fort. Seine Heimatlosigkeit, den Zwist mit seiner Familie, seine Irrfahrten in der Fremde schilderte er mit aller Glut und Lebendigkeit der jüdischen Seele. Wie er, ein Mann von fünfunddreißig Jahren, der so vieles gelernt und geleistet, noch immer keinen festen Boden unter den Füßen habe, ja wenn er sich selber treu bleibe, ihn nie erreichen werde. Seine Schriften könnten sich nie über den engen Kreis der Jargonleser hinaus verbreiten, seiner Familie müsse er fern bleiben, da er sich nicht zur religiösen Heuchelei verdammen könne, und Rußland, seine Heimat, die er so liebe, werde er wohl nie mehr sehen. Das geistige Proletariat, dem er für immer angehöre, drücke viel tausendmal schwerer als das körperlich ererbte, aus dem man sich doch zur geistigen Selbst-

befreiung herausarbeiten könne. Nur wo die Voraussetzungen dieser Selbstbefreiung gebrochen seien, da sei nichts mehr zu hoffen. Die Erscheinungswelt behalte für den Unglücklichen ihre ganze Schönheit, den ganzen sehnsüchtigen Reiz, ja tiefer und zarter, als für den gesunden Genußmenschen. Aber die Ferne sei zu unermeßlich, und jeder neue Wunsch bedeute nur Selbstzerstörung.

Er sagte das alles so hastig, halb in sich hinein und mit so schlechter Aussprache, daß Frau Scheunemann nur einige zusammenhanglose Worte verstehen konnte, während Elvira, die der Doktor während seiner Reden nicht aus den Augen ließ, rein suggestiv erfaßte, was sonst auch ihren matten Sinnen dunkel geblieben wäre. Die Lücken in ihrem Verständnis wurden von der Meeresbrandung seiner Worte ausgefüllt. Sie saß da und hing wie bezaubert an seinen Augen und Lippen. Frau Scheunemann fielen schließlich, ohne daß sie es wußte, die Augen zu. Der Doktor merkte es erst an ihren tiefen, gleichmäßigen Atemzügen, daß sie schlief, und hielt etwas ärgerlich inne. Elvira stieß sie, tief

errötend, in die Seite: „Aber Mamachen, Mutter! — Du schläfst ja!“

„He?“

„Mama, jeh' doch zu Bette, du schläfst ja.“

„Ach Jott, die olle Kocherei — da wird man so hundemüde — und bei die Hitze — ach entschuld'jen Se man bloß, Herr Doktor, ich habe allens jehört, was Se jesagt haben, allens, aber jetzt da muß 'ne olle Frau in de Klappe. Jute Nacht, Herr Doktor.“

„Gute Nacht.“

„Hat's Ihnen denn ooch 'n bisken jeschmeckt, Herr Doktor?“

„Sehr gut, es war vorzüglich.“

Frau Scheunemann zog sich zurück und ließ die beiden allein. Die Nacht war still, am Himmel brannte der Mond. Man hörte nur leises Pferdebahnläuten und gedämpftes Klavierspiel aus einer Kneipe unten. Lewinoff betrachtete das Mädchen. Sie hatte ein blaues, faltiges Morgengewand an, das ihr Mabel Robinson vor Jahren geschenkt hatte, aus dem Spitzenkragen sah das dünne Hälschen

heraus und den kleinen blonden Kopf hatte sie in das Stuhlpolster gelehnt. Sie schlug die Augen nieder, während sie ihr parfümiertes Taschentuch an das Stumpfnäschen hielt.

„Ihre Mutter hat mir viel von Ihnen erzählt. Wie geht es Ihnen jetzt?“

„Ach besser.“

„Entbehren Sie sehr, was Sie früher waren?“

„Eigentlich nich.“

„Aber Sie leiden doch außer dem Körperleiden?“

„Ja, sehn Sie, Herr Doktor — wenn man erst so viel jearbeitet hat, wie ich, die besten Jahre vom janzen Leben — ich habe Tricks gemacht, wie die jroßen Leute in Amerika, ich hätte auch ebensoviel verdient, wenn ich 'rüberjejangen wär'! Aber so, da bin ich vorher schon alle jeworden. Eine Rippe hab' ich mir jebrochen, die is in de Lunge jejangen, de Schulter hab' ich mir ausjerenkt, und den rechten Arm, den kann ich nich mehr brauchen.“

Er sah vor sich hin. „Es ist mir so, als wenn Ihr Leben nur ein reineres Gleichnis sei von meinem Leben. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich

ausdrücke. Ich meine, alle Ziele stehen vor mir, die ganze Kultur und das Leben, ich weiß, wie man hinkommt, und kenne die Schönheit, die die Andern haben. Aber das Letzte fehlt, das Wirkliche — ich werde nie hingelangen. Sie sind ein junges, hübsches Mädchen. Sie sind ein gutes Mädchen, das weiß ich. Wie ein griechischer Knabe, so rein und nur von körperlicher Lust getrieben, haben Sie sich dem Flitter gewidmet, welcher umgeben hat, was für Sie der Kern und die Erfüllung Ihres Lebens war. Man hat Sie nicht verstanden, und nach dem ehrenvollen Unglück, das Sie hatten, hat man Sie vergessen. Sie trauern nicht nur um das Unerreichbare, wie ich, Sie trauern auch um das Niedrige in der Welt. Was würde ich geben, wenn ich diese kindliche Trauer hätte! Sie werden immer rein bleiben, wie ein schöner, junger Soldat, der für sein Vaterland Invalide geworden ist, und der nach zwanzig Jahren ein tieferes Gedächtnis hat für Schlachten und große Tage, als Frauen, die ihn nur bemitleiden."

Er hielt inne. Sie hatte den Kopf zur Seite

nach der Straße gewandt er sah im Mondlicht Tränen in ihren Augen.

„Es is merkwürdig, Herr Doktor — ich verstehe alles, was Sie sagen — auch was Sie vorher jesagt haben, das versteh' ich alles, denn ich bin nich so wie Mutter. Ich freu' mich so drüber. Denn eigentlich is ja 'n invalider Trapezmensch was Andres wie 'n invalider Soldat, denn 'n Zirkus is doch eigentlich Unsinn, und 'n Krieg, des is 'ne Sache. Aber es hat doch was Wahres, was Sie sagen, und das hebt einen so. Sie wissen das jar nich... Ich habe immer bloß das Beste jewollt, und zwischen Schulturnen und Zirkusturnen war bei mir kein Unterschied. Nu is es vorbei. Aber ich weiß nu endlich, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe."

„Im Gegenteil... Wollen Sie aufstehen? Ich helfe Ihnen."

„Ach bitte... So 'n oller Krippensetzer."

Sie gingen in das Zimmer zurück, Lewinoff trug die Lampe. An der Tür zu ihrer Schlafstube blieb sie stehen und sagte:

„Herr Doktor, bitte —“

„Was denn?“

„Kommen Sie doch morgen Nachmittag mit in 'n Jrunewald... Es is das *erstemal* seit meiner Krankheit. Und Jhnen schadet es auch nich, wenn Sie 'mal 'rauskommen. Sie sind so 'n blasser Stubenhocker.“

„Jch komme sehr gern mit, wenn Sie erlauben.“

„Jute Nacht, Herr Doktor.“

„Gute Nacht.“

„Jch dank' auch schön...“

IX.

In Hundekehle am See wurde Kaffee getrunken. Frau Scheunemann war unermüdlich im Anbieten, Anna und Grete, sowie August, der heute blaue Sammethöschen trug, im Essen des mitgebrachten Kuchens. Elvira schenkte Kaffee ein, da Lewinoff, der es übernehmen wollte, immer vorbeigoß. Ringsherum waren alle Tische dicht besetzt, der schöne Julisonntag hatte die Berliner zu Tausenden in den Grunewald gelockt.

Das Abendbrot, das Frau Scheunemann in einem großen „Freßkober“ mitführte, sollte im Walde verzehrt, und ein schöner Lagerplatz dafür ausfindig gemacht werden. Anna und Grete aber waren unternehmungslustiger, ebenso August, der seine strammen Jungenbeine mehr betätigen wollte. So zogen sie denn, ohne sich von den finsteren Blicken der Mutter beirren zu lassen, los, wollten nach Schild

horn hin und zurück laufen, Punkt sieben Uhr aber am Bahnhof Grunewald mit den Anderen wieder zusammentreffen.

„Laß sie man, Mama,“ beschwichtigte Elvira ihre hinterher schimpfende Mutter, „ich kann ja doch nich laufen, was sollen denn die Kinder nich ihr Verjnüjen haben? Herr Doktor, hab' ich nich recht?“

„Gewiß, was schadet es?“ sagte Lewinoff eifrig. „Wenn wir sie nur pünktlich im Schildhorn treffen.“

„Ne, in Station Jrunewald, Herr Doktor! Aber es paßt sich nich! Die Kinder haben keene Manieren, das is das Schreckliche. Ihr Vater, Jott hab' 'n selig, hatte se och nich.“

Frau Scheunemann trank ihren Kaffee aus, erhob sich und gab damit das Zeichen zum Aufbruch. Elvira nahm ihren Arm. Den Kaffee hatte der Doktor bezahlt.

Sie gingen schweigend um den See herum. Er lag in vollem Sonnenlicht, und hinten kränzte schwarzer Wald die schimmernde Fläche. Da es noch immer sehr heiß war, beeilten sie sich, durch

die Bahnüberführung und das Gatter in den Wald zu kommen. Möglichst abseits von den großen Verkehrswegen nach Schildhorn, Saubucht und Pichelswerder strebten sie zwischen den schlanken, immer gleichen Kiefern vorwärts und suchten sich einen Lagerplatz. Endlich unter einem besonders hohen Baum, der auf einer kleinen, mit roten Pechnelken bewachsenen Rasenhöhe stand, glaubten sie ihn gefunden zu haben und ließen sich auf der Decke, die Lewinoff ausgebreitet, nieder. Elvira, die ihrer Gebrechlichkeit zu viel zugemutet hatte, lag ganz erschöpft und dennoch glücklich lächelnd da. Sie starrte in die Himmelslücke zwischen den Kieferkronen, deren zitterndes Licht sich mit den feinen, schwarzen Nadelbüschen wie japanische Stickerei auf Silbergrund ausnahm. Lewinoff lag etwas abseits und ohne Unterlage auf dem Bauch im Grase. Er roch an den Pechnelken, von denen er einen ganzen Büschel zwischen den Händen hielt. Nach einer langen, stummen Pause suchte Frau Scheunemann, die ausgestreckt dalag, sich etwas zu erheben und über die

Höhe ihres Leibes hinwegzusehen, um den Doktor zu erspähen.

„Herr Doktor, Se sind ja so stille jeworden — schlafen Se schon?"

„Nein. Ich werde doch jetzt nicht schlafen."

„Is es nich wunderscheen im Jrunewald? Ich weeß nich — für mich da jibt's nichts Scheeneres als 'n Jrunewald."

„Ja, ja, Mama", sagte Elvira, ohne sich zu rühren. „Aber nich so viel reden, hörst du."

„Ach so, du fängst wohl ooch schon an zu dichten — hähähä — na denn laß dir man nich stören — jute Nacht, Elvirachen — ich mach 'n kleenen Nicker — i die verflixte Spinne! — — Na jute Nacht."

Sie schlief bald ein. Der Wind zog leise durch die Kieferkronen und sandte den ganzen Duft des Waldes zu Lewinoff und Elvira herab.

„Herr Doktor, entschuld'gen Sie man, Mama is immer so komisch."

„O bitte — alte Leute."

„Herr Doktor —"

„Ja, was denn?“

„Sie sind doch wirklich so stille jeworden — an was denken Sie denn? An Ihre Heimat?“

„Nein... wie kommen Sie darauf?“

„Ich freue mich auch, daß Sie nich an Ihre Heimat denken. Es muß doch schrecklich sein, wenn man immer an was Anderes denkt, als wo man is.“

„Wie fein Sie das empfunden haben! Ja, es ist wirklich so. Ich fühle mich heute zum ersten Male beschämt und überwältigt, daß ich zu schwach war, meine Heimat zu vergessen, welche ich ja doch für immer verloren habe. Sehen Sie, wie ich in der Schweiz lebte — diese großartige Natur hätte nie meine Heimat werden können. Aber hier, in diesem einfachen Walde, wo die Sonne und die Bäume und die Käfer und die Blumen ihre absolute Wirkung haben, wo die Natur in ihrer keuschen Armut ist, warum soll ich hier nicht meine Heimat finden? Aber wie immer, hält die Abstraktion, ich meine das begriffliche Leben, meine Seele vom natürlichen Leben fern. Ich wohne bei Ihnen in einer engen Straße, gehe auch spazieren nur in

engen Straßen, und Sie ermahnen mich erst hinaus=zukommen, mich zu erinnern, daß es auch Bäume und Vögel gibt.“

„Jott, machen Se sich doch nich immer alles zum Vorwurf, Herr Doktor. Ich bin ja froh, daß ich Ihnen zujeredet habe. Ach und nu machen wir das öfters, nich wahr? Was ich davon habe — sehn Sie, Sie sind 'n jelehrter Mann, Sie können so was sagen, aber ich — — ich kann doch bloß danken, daß ich da bin.“

„Liebes Fräulein...“

„Ach ich möchte wissen, ob es Ihnen jetzt besser jeht, Herr Doktor — ob es Ihnen bei uns jefällt — ich meine, ob Sie jetzt mehr Ihre Ordnung haben?“ —

„Ich bin Ihnen so dankbar — ich kann es Ihnen nicht sagen!“

Nun schwiegen beide, denn sie fürchteten ihre Erregung. So verging eine volle Stunde ohne ein Wort. Dennoch blieben ihre Sinne in Tätigkeit, denn die Vögel hörten nicht auf zu singen, die Lichtflecken am Boden zu tanzen und die kleinen

Tiere zu laufen oder zu summen. Endlich erhob sich Lewinoff, näherte sich dem Mädchen und sagte: „Ihre Mutter schläft so fest — wollen wir nicht ein bißchen tiefer in den Wald gehn? Es ist kühler geworden, wir werden auch die Sonne besser betrachten.“

Er half ihr auf und gab ihr den Stock zur Stütze. Sie gingen, vom Schnarchen der Mutter verfolgt. Dann verloren sich auch diese Töne, und es war ganz still im Wald. Nur ein Kuckuck rief aus weiter Ferne.

„Dort drüben ist eine Lichtung“, sagte der Doktor.

Sie gingen hinunter und standen vor einer Schonung aus hellgrünen Tannenbäumchen, die hinten wieder von dunklem Kiefernwald umgeben war.

„Herr Doktor, sehn Sie bloß,“ flüsterte Elvira plötzlich mit kindlicher Hast — „da drüben sind Rehe!“

Wirklich standen drei Rehe in der Schonung und sahen regungslos mit großen Lichtern die Menschen an. Doch kaum hatte Elvira zu Ende gesprochen, als sie schon auf- und davon galoppierten.

„Herr Doktor!“ rief Elvira. „Wie wunderschön! Wie sie springen! Man sieht den Boden nich! Ach fein, fein! Nu kommt die Hecke — hopp, das erste 'rüber — hopp, das zweite — und nu das Kleinste — hopp, mit alle vier Beine! Ach wunderschön!“

Lewinoff stand neben ihr — sie hielt in der Aufregung seine Hand fest.

„Das hab' ich noch nie jesehn! O Gott, die haben's gut... Ach ich bin wohl furchtbar dumm und albern!“ Sie brach in Tränen aus.

„Nein, hold bist du.“ Er zog ihren Kopf an seine Brust.

Zuckend, wie verwundet lag sie an seinem Herzen. Er stand fast ebenso hilflos wie sie und sah auf sie herab und streichelte sie.

„Schick' mich — schick' mich bloß nich weg!“ Das waren ihre ersten Worte.

„Und du mich“, flüsterte er.

„Ach Jott, was bin ich denn — — ich möchte bloß sein — wo du bist.“

So standen sie fast eine Stunde und wieder=holten von Zeit zu Zeit diese wenigen Worte. Die

Sonne, die langsam über dem schwarzen Walde in ein goldenes Feuermeer zu sinken schien, war Hüter ihres Glückes. Endlich fuhr das Mädchen auf und sagte ganz entsetzt: „Herrjott, wir haben ja Mutter schlafen lassen!“

Sie gingen schweigend, rastlos ausschreitend zurück. Es strichen kühlere Abendwinde über ihre heiße Erregung hin, und leises Schaudern erfüllte beide. Sie wagten kaum sich anzusehen, und die große wunderbare Nähe, die sie eben noch empfunden, wurde zur großen Ferne zwischen ihnen. Frau Scheunemann war schon erwacht und kam ihnen ganz verschlafen entgegen.

„Aber Elvirachen, wie kannste mir denn so einfach liejen und schlafen lassen? Ich hab' ja drei Stunden jelejen wie dot!“

„Wir konnten nich so lange liejen, Mama, da sind wir 'n bißchen spazieren jejangen.“

„Ach so. Na ich habe hier jelejen wie dot... Na war's denn scheen, Herr Doktor? Jott, wie sehen Sie denn aus?“

„Ein bißchen müde, sonst nichts — ich glaube aber, wir müssen jetzt zum Bahnhof gehn."

„Is denn schon Sieben? Bald dreiviertel?! Jott, denn kommt man, Kinder, schnell!"

Den Weg zum Bahnhof machten sie schweigend. Elvira ging am Arm ihrer Mutter und sah nur von Zeit zu Zeit verstohlen zu Lewinoff hinüber. Der starrte vor sich hin und war sehr bleich. Sie konnte sich kaum aufrecht halten und ließ sich von der Mutter förmlich tragen.

Auf dem Bahnhof war ein fürchterliches Gedränge. Anna, Grete und August warteten schon, und der Sturm auf den Zug begann. Frau Scheunemann konnte dank ihrer wuchtigen Korpulenz sich durchdrängen und eine Coupétür aufreißen, sie stieg mit den drei jüngsten Kindern ein und rief nun ängstlich nach Elvira. Der Name erregte trotz der allgemeinen Aufregung die Heiterkeit des Publikums. Lewinoff nahm Elviras Arm und hob sie schließlich, da sie ganz kraftlos war, in das Coupé hinauf.

„Bravo, Herr Doktor!" rief Frau Scheunemann „Ich wußte ja jarnich, daß Sie so 'ne Kräfte haben!"

Elvira aber saß ihm gegenüber und sah ihn während der ganzen Fahrt bis zum Schlesischen Bahnhof bleich und glücklich lächelnd an. Denn er hatte sie beim Führen und Heben so zärtlich gedrückt, „mein Kind“ gesagt und erwiderte jetzt mit sinnendem Ausdruck ihr Lächeln.

X.

Lewinoff konnte bis zum Morgen keinen Schlaf finden. Der Zwiespalt zwischen der dumpfen Ruhe seines früheren Lebens und dem fremden, stürmischen Angriff neuer Hoffnungen begann so laut in ihm zu kämpfen, daß er sich fürchtete, wie vor einer großen Gefahr. Er wußte selbst nicht mehr, was er gestern getan hatte. Was ihm am Abend noch, da er dem Mädchen gegenüber gesessen, als reine Regung erschienen war, wie Christus eine Kranke heilt, mit Liebesmacht und ohne ihr männlich nahe zu kommen, das hielt jetzt nicht mehr stand. Er mußte sich, als Nacht und dumpfe Stubenluft ihn fesselten, gestehen, daß er zum erstenmal ein reines, junges Weib in den Armen gehabt, daß er es liebte, und sein Leben davon abhängig wurde. Das letztere bedrängte ihn am meisten. Ein Mensch, der seine ganze Haltung nur durch Resignation und

nie durch Hoffnung gewonnen, der in der Ruhe-losigkeit die Ruhe fand — der hatte kaum für sich, geschweige denn für eine zweite Seele Raum zum Existieren. Gingen die Dinge jetzt ihren Lauf, dann würde sich ihm (so fürchtete er, statt es zu hoffen) die ganze Schönheit einer Seele offenbaren, Einblicke in einen kindlich reinen Glauben, in eine Hingabe würde er haben — Einblicke! Er fürchtete sich davor, denn die Liebe, die er im Herzen für alles Seltene und Zarte trug, verblaßte, wenn er sie anders betätigen sollte, als im Schildern und fernen Schauen. Nie hatte es eine Aussprache, eine Erlösung für ihn gegeben — er war wie zuge-schüttet, er konnte nicht aus sich heraus, und er wollte auch nicht, denn alles, was für andere Menschen die gesunde Wahrheit war, das konnte bei ihm zur blassen Lüge werden.

Er sprang aus dem Bett und sah nach der Uhr. Es war erst Sechs vorüber. Er schob die Fenster-vorhänge zurück und sah auf die morgenleere Straße hinunter. Es wurde ein klarer, schöner Tag, wie gestern. In plötzlichem Entschluß griff er nach seinen

Sachen, zog sich an und wusch sich. Nach zehn Minuten stand er schon unten auf der Straße und schritt dann eilig dem Schlesischen Bahnhof zu. Ein dunkler Trieb zog ihn nach Friedrichshagen, wo er früher einmal gewesen war. Er fuhr, kam an, lief die Friedrichstraße bis zur Brauerei hinunter, ließ sich dann zum Seeschlößchen übersetzen, ohne daß er irgendwie bestimmte Eindrücke davon gehabt hätte. Im Garten des Seeschlößchens saß er dann bei einem Glase Bier und suchte Entschlüsse zu fassen. Er kam aber nur so weit, daß er sich Schreibzeug und Briefpapier geben ließ und hastig einen Brief an Elvira aufsetzte. Als er damit fertig war, fiel ihm ein, daß der Brief wohl erst am nächsten Morgen ankommen würde, doch wäre es nach ihm gegangen, so hätte ihn Elvira in fünf Minuten lesen müssen. Er mußte also nach Berlin zurück. Er zahlte, ließ sich wieder übersetzen, lief wieder die Friedrichstraße hinunter bis zum Bahnhof, fuhr, stieg aus und suchte in Berlin nach dem nächsten Rohrpostamt. Als der Brief dann endlich expediert war, stürzte er wieder zur Stadt-

bahn, fuhr bis Bellevue und verlor sich von dort in den Tiergarten.

Sein Brief an Elvira lautete:

„Hochverehrtes Fräulein!

Sie wundern sich, daß ich nicht da bin, wenn Sie mir das Frühstück bringen. Ich kann nicht da sein, wo Sie sind, ich bitte Sie um Verzeihung, ich kann nicht. Gestern war ein großes Glück in mich gekommen, so groß, wie ich es nie gefühlt habe. Ich war ein König und hoffte das Leben. Das heißt viel, vom Bettler zum König werden. Aber der Bettler taugt zum König schlecht. Ich komme leider zu spät. Ich muß zurück, wo ich gewesen bin, oder der Untergang ist mir sicher. Die furchtbaren Jahre meiner Jugend, des Irrens in der Fremde, die innere Verstoßung und Heimatlosigkeit, das alles hat verschüttet, wo bei anderen Menschen die Zauberstunde des Lebens Quellen öffnet. Daß ich mich gestern so gezeigt habe, daß ich Ihnen meine Liebe offenbart habe, bei Gott, ich wollte es nicht, aber Sie waren zu rührend, zu schön. Das klingt, als wenn

ein Kind es sagt. Ich möchte nicht diesen Eindruck auf Sie machen, ich, der viel gelitten hat und hart geworden ist, und doch, ich bete darum, daß Ihnen alles kindlich und rein erscheint, was ich Ihnen zu sagen habe. Vergessen Sie mich, meine Gefühle sind wert vergessen zu werden, denn sie sind nur im Entstehen ehrlich. Jetzt, wo wie immer die fürchterliche Reaktion in meiner Seele kommt, jetzt ist es meine Pflicht, Sie zu warnen. Binden Sie sich nicht an einen sterbenden Menschen, Sie haben noch die ganze blühende Macht der Jugend, der Reinheit, der Gotteskindlichkeit. Ich bin ein Lügner vor Ihnen, ja selbst die reine Wallung von gestern erscheint mir jetzt unrein und verwerflich, ich zeigte Ihnen Schätze, die schon längst von schmutzigen Räuberhänden gestohlen sind. Vergessen Sie mich, ich werde Sie nie vergessen, denn es ist ein Segen für mich, ein reines Weib, einen Engel, der die Leiden der Erde erfahren hat und mit silbernen Flügeln in den Himmel schwebt, in meinem Leben gefunden zu haben.

Ich schicke Ihnen alle meine Schulden und bitte Sie, mir meine Sachen zu schicken. Grüßen Sie Ihre Mutter und danken Sie ihr. Meine Adresse muß ich noch schreiben. Wo soll ich hin?

Ihr

Dr. Michael Lewinoff.

Friedrichshagen, Montag im Juli 1898."

Außen auf dem Kuvert stand noch, mit Bleistift geschrieben:

„Ich muß ja Ihre Antwort haben. Bitte nach Postamt Schlesischer Bahnhof postlagernd. Tausend Grüße."

Lewinoff konnte es auch im Tiergarten nicht aushalten. Er fuhr nach dem Schlesischen Bahnhof zurück und fragte dort jede halbe Stunde den geduldigen Beamten, ob noch kein Brief für ihn gekommen sei. Er lief in den Straßen umher, es war schon Zwölf, und er hatte seit gestern Abend nichts genossen. Seine Kehle war wie zugeschnürt, er trachtete nur danach, zum Postamt zurückzukehren, fürchtete sich aber vor dem Beamten. Endlich wagte er sich wieder hin, und siehe, ein Rohrpostbrief war

gekommen. Er riß ihn an sich, lief hinaus und las ihn rasch in einem Hausflur.

„Geliebter Herr Doktor!

Ihr Brief ist eben gekommen. Ich habe mich gar nicht gewundert, daß Sie nicht da sind und daß Ihre Stiefel heut Morgen nicht vor der Tür standen. Denn ich habe gehört, wie Sie weggegangen sind. Ich habe die Nacht nicht schlafen können, aber das ist ja meistens so, viel schlimmer war, daß ich gehört habe, wie Sie sich immer gewälzt haben und gestöhnt, und ich dachte doch, nun hat er sein bißchen Glück. Und wie ich erst Ihre Worte las, ich kann nicht da sein, wo Sie sind, da bin ich fast umgefallen und Mutter kam gelaufen und fragte, was ist und wollte August zum Doktor schicken. Aber ich kann ja einen Stoß vertragen und bin auch nicht so dumm und eingebildet, daß ich wirklich das ganze Glück gleich geglaubt habe. Nein, Herr Doktor, das habe ich Ihnen gestern schon angesehen. Solch ein armes Huhn wie ich, die hat es nicht so leicht. Aber wie ich Ihren Brief genau gelesen

habe, da bin ich aus der Verzweiflung doch wieder 'rausgekommen. Sehn Sie, geliebter Herr Doktor, ich dachte immer — ich bin so gar nichts für Ihnen, ich meine auch solch Bettler, wie Sie sagen, dem man einen Groschen schenkt, aber den man nicht lieb hat. Aber so ist es nun gar nicht; ich glaube nach Ihren Brief, daß ich doch was für Ihnen sein kann. O Gott, das möchte ich ja so gern, glauben Sie?! Ich bin ja so ungebildet, Gott, Sie werden schon über diesen Brief zu lachen haben, aber daß ich alles, alles geben will, das glauben Sie doch. Sie sollen Ruhe und Heimat und Familie finden. Wer hat denn die Quellen zugeschüttet? Das wissen Sie ja gar nicht, es muß bloß einer kommen, der das Aufmachen versteht. Und ich glaube, so ganz mit kann eine feine und gebildete Frau auch nicht mit solchem Mann, aber Liebe und Treue, die brauchen keine Bildung. Sie lieben mich doch, das weiß ich ja, das weiß ich, und ich liebe Sie auch. Ich werde nie zu stolz sein, ich werde mich immer kuschen, ich will bloß da sein, wo Sie sind. Ein

treuer Hund ist auch nicht zu verachten. Ich müßte Angst vor meiner Krankheit haben — aber Sie sind ja der Engel, der in dem Himmel schwebt, nicht ich. Denn Sie haben das ganze Erbarmen, Sie sind wie Jesus. Sie werden auch nie die Seele verstoßen, wenn Ihnen der Körper nicht gefällt. Kommen Sie zurück, sonst muß ich sterben. Und ich warne Sie davor, allein bleiben ist schlimmer als alles. Sie dürfen nicht allein bleiben. Ich verlange nichts, als daß Sie bei mir sind und ich gebe Ihnen alles — denn für mich da gibt es nur ein Glück, und ist das tot, dann lebt auch der Engel nicht mehr, von dem Sie schreiben.

Ihre

Auguste Scheunemann.

Ich heiße nämlich gar nicht Elvira, nur beim Zirkus hieß ich so. Und Mama nennt mich immer noch Elvira, weil sie es schöner findet. Ich nicht. Ach, überhaupt der Zirkus. Das stört Sie also wirklich nicht, daß ich da gewesen bin?"

Lewinoff stand lange regungslos, den Brief an den Lippen und Tränen in den Augen, die umsonst Erlösung suchten. Bis er endlich merkte, daß die vorübergehenden Leute stehen blieben und ihn neugierig betrachteten. Da rannte er weg und nach der Breslauerstraße.

XI.

Frau Scheunemann hatte inzwischen durch Elvira den Zusammenhang all der außergewöhnlichen Erregungen erfahren und allmählich begriffen. Sie empfing den Doktor, als er zum Mittagessen heimkehrte, sehr gedrückt und einsilbig und sah ihn nur mit Seitenblicken an, was Lewinoff indessen kaum bemerkte. Ihm war zunächst nur an dem Mädchen gelegen, nicht an der Mutter.

Es kam ein traumhaft schöner Nachmittag für beide. Sie waren ganz allein, Frau Scheunemann war irgendwohin zum Waschen bestellt und hatte sich entfernt, ohne ihnen Adieu zu sagen. Sie saßen nun Arm in Arm in Lewinoffs Stube auf dem alten, schwarzen Ledersofa und träumten vor sich hin.

„Deine Mutter ist böse auf mich", sagte Lewinoff nach einer Pause.

„I Gott bewahre — Mama is immer so komisch."

„Sie ist eifersüchtig — was meinst du?"

Sie sah ihn an, dann legte sie den Kopf in seine Hände — er sah auf ihr schimmerndes Haar hinab.

„Wir dürfen uns darüber nicht wundern," sagte er dann, „du warst der größte Teil von ihrem Leben — nun wirst du der größte Teil von meinem Leben sein — was bleibt da übrig für die arme Frau?"

„Du mußt dich jar nich drum kümmern. Ich kümm're mich auch nich drum, wenn sie 'mal brummt. Aber ob ich das wirklich alles so sein kann, was du sagst — der jrößte Teil von deinem Leben — der jrößte Teil — o Jeses. Ich bin man so 'ne kleene Maus." Sie zeigte es mit den Fingern.

„Warum?"

„Na, wenn ich mir 'mal überleje, was du bist, und was ich bin — und was du jelernt hast und was ich — — ja daran darf ich jar nich denken, denn wird mir anders."

„Du sollst auch gar nicht daran denken, Kleine, Dumme! Das Lernen ist nichts, wenn man nicht

weiß! Und wissen wirst du mehr als ich, o tausendmal mehr. Was in mir stirbt, das lebt in dir und hat die ganze, wundervolle Kraft."

„Ja, was denn? Was denn?"

„Ach frage mich nicht danach. Es ist zu schön, wenn du fragst. Dann möchte ich weit weg von dir und möchte mich verkriechen vor Kleinheit und Niedrigkeit."

„Aber liebes Kind — — lieber Herr Doktor —"

„O du — du!"

„Nein, nein, das sollst du nich — immer so was sagen. Das hast du schon bei deinem Brief jetan. Aber jetzt, da mußt du doch endlich 'mal einsehen, was du bist und was ich bin — sieh 'mal, ich möchte ja weiter nichts vom Leben, als daß ich 'ne Seele bin, die du brauchen kannst, die immer bei dir is und für dich lebt und stirbt und alles tut, was du jern hast. Aber was du für mich bist — na stell' doch 'mal bloß zusammen: 'n studierter Mann, der durch die halbe Welt jekommen is, und 'n armes, dummes Mädel, das beim Zirkus kaputt jejangen is — na stell' doch 'mal bloß zusammen."

„Ich begreife das nicht.“

„Ach stille — ich weiß schon — wie lange wird's auch dauern!“

„Was denn — was sagst du — immer wird es dauern! Immer! Warum wirst du so blaß?“

„Wie 'n Handtuch — was? Ja faß 'mal meine Hand an — wie Eis. Ja, mit so 'n Wort, da kannste mich umschmeißen. Ne, ne, ich weiß schon. Aber haste mich denn wirklich 'n bißchen lieb — du kleener, schwarzer Peter — haste mich denn wirklich 'n bißchen lieb?“

„Ich traue mich nichts mehr zu sagen. Ich bin so froh, wenn ich es fühlen kann.“

„Und was hast du denn lieb an mir? Ach sag' doch —“

„Laß mich...“

„Ach bitte! Was denn! Sag' doch! Ich sag' dir denn auch, was ich an dir lieb habe.“

„Ich kann nicht — liebes Kind.“

„Soll ich raten? Unjefähr? Also erstens, daß ich beim Zirkus jewesen bin, bloß weil ich das Turnen so lieb hatte — und daß ich nich schlecht

dabei jeworden bin. Und zweitens, daß ich erst Vierundzwanzig bin und kaum mehr laufen kann, und daß ich jefallen bin, bloß weil ich mehr riskiert habe wie die Andern."

„Und warum meinst du — daß — —"

„Ja, das sag' ich dir nich — das wirst du ja besser wissen — du hast doch so 'ne Vorliebe fürs Verjleichen — du hast 'mal jesagt, daß ich dich mit meinem Leben an deins erinnere — o ich weiß noch jedes Wort, was du jesagt hast."

„Und was hast du denn lieb — an mir?"

„Ja, denk 'mal — daß du 'n Jude bist."

„Ein Jude?"

„Ja. Aber du mußt mich recht verstehn. Mein Vater hat die Juden nich leiden können, und ich, ich fand sie auch immer so häßlich als Kind. Aber alle Liebe, alles Mitleid habe ich doch bei Juden jefunden. Cecco, unser Musikclown, is nämlich auch einer. Die Christen, die sollen mehr so sein, aber ihr, ihr seid so. Jesus war doch auch 'n Jude, nich wahr?"

„Ja freilich."

„Du wunderst dich wohl drüber, daß ich das sage? Bist du böse?“

„Böse? Nein. — — — Aber du zeigst mir Eigenschaften, die ich nie an mir gekannt habe. Du stellst mich höher, tausendmal höher als ich bin.“

„Merkwürdig. Und jrade so — jeht es dir — mit mir.“

„Wie erklärst du das?“

„Das sind wohl die vielen Sachen, die man tut — aber die man nich weiß.“

Dämmerung kam. In tiefen Schatten saßen beide schweigend. Lewinoff hatte sein Glück im Arm und sah es doch wie in der Ferne vorüber schweben, an abendroten Fenstern.

XII.

Am nächsten Morgen begann Lewinoff wieder ein Tagebuch zu führen, was er schon mehrere Male während seines Aufenthaltes im Ausland getan und wieder vernachlässigt hatte. Er kaufte sich bei Pezold nebenan ein dickes Notizbuch und schrieb hinein:

„Montag, am 17. (?) Juli 1898. — Sie hat mir gestern alles erklärt, was ich mir nie erklären konnte. Alles aus ihrem Naturgenie, aus ihrer Einfalt, die gesünder ist als alle Weisheit dieser Welt, wie ja ihre Krankheit gesünder ist als meine Gesundheit. Doch ich will ihr gehorchen und nicht mehr „so was sagen“. Ich habe gestern die Stunde erlebt, wo ein Weib mir den ganzen wirren Inhalt meines Lebens glättete und aussprach, als hätte es ihr der Schöpfer, den ich nicht kenne, eingegeben. Ich will bei diesem mütterlichen Mädchen genesen.

Die Ferne von aller großen Falschheit wird mir die Nähe dieser kleinen, lieblichen Echtheit geben.

Ich bin ein Jude, das hat sie mir gesagt. O, ich möchte der Jude werden, der ich für sie bin, und möchte den Juden verlieren, der ich für mich gewesen bin. Hilf mir, du Gott, an den sie glaubt.

Die Mutter ist leider schrecklich. Früher war sie so gut zu mir. Aber sie scheint mir jetzt mißzuvertrauen. Das halte ich nicht aus. Ist meine Liebe Diebstahl?! Oder was will die Frau?"

Der dritte Brief, den Elvira seit dem Grunewald-Sonntag an ihre alte Freundin und Vertraute Emma Giesecke schrieb, lautete:

„Ach liebe Emma, heut ist es lange nicht so schön wie gestern. Mama und ich, wir haben seinetwegen Krach gehabt. Ich merkte es ihr schon gestern an, daß so was kommen würde und Michael hat es auch gesagt. Sie hat eben den dämlichen Standpunkt, solch Mann soll reelle Absichten haben oder gar keine, Liebe erkennt sie nicht an. Nun ist sie so enttäuscht von Michael und läßt es ihm so merken. Das ist furchtbar.

Ich habe ihr eben erklärt, daß ich auf und davon gehe, wenn sie ihn beleidigt. Da soll sie sich eine andere Tochter suchen. Lieber Gott, was will die Frau? Sie müßte doch froh sein, daß ich noch was vom Leben habe. Daß er mich nie betrügen wird, das weiß ich. Aber wenn er von mir loskommen muß, ich meine, wenn seine Familie einmal will oder sein Beruf oder sonst was, denn werde ich doch nicht ihn hindern und unglücklich machen? Liebe Emma, dann stecke ich mir das bißchen Sonnenschein, was ich von ihm gehabt habe, ins Portemonnaie in die Goldtasche und lebe und sterbe davon.

Ich fürchte mich so vor meinem Glück. Ich bin zu dumm für ihn, das weiß ich, und alles, was um mich 'rum ist und was ich ihm bieten kann, das ist so langweilig für solchen Menschen. Ich würde ja so gern bei ihm was lernen, nochmal in die Schule gehn wie ein kleines Mädchen, aber ich traue mich nicht und ich merke auch, daß er es von vornherein bei mir aufgibt. Was soll das werden? Solch Mann, der will doch

weiter. Er soll auch weiter. Aber wenn er mich nur vorher auf den Kirchhof bringen könnte. Das wär' schon am besten. Ein Kuß wie Mann und Frau und dann Adio.

Mir tut das Herz so weh, ich muß aufhören. Emma, wozu erlebt man das? Das Glück ist gar nicht so glücklich.

Leb wohl!

Auguste."

Mittwoch und Donnerstag waren noch weniger schön als Dienstag. Frau Scheunemann ging wütend umher und schlug die Türen, während Lewinoff anfangen wollte zu arbeiten. Er mußte aber erkennen, daß er nicht nur den Faden des Ganzen, sondern auch die Grundmotive, die Stimmung des Werkes völlig verloren hatte, und schüttete nun in seiner naiven Rücksichtslosigkeit die ganze Erregung darüber vor Elvira aus. Diese maß natürlich sich und ihrem Einfluß die Schuld bei und weinte den ganzen Tag, was Lewinoff noch mehr aus der Fassung brachte. Er lief davon. Am Freitag morgen aber, als sie ihm verweint und zitternd das Früh-

stück ans Bett brachte, zog er sie stürmisch an sich, und sie wurde sein Weib.

Sie konnte dann den ganzen Tag zu keiner Besinnung kommen. Seltsam wehe Leichtigkeit im armen Körper und dumpfe, süße, träumende Schwere im Kopf, so ging sie umher und faßte bald diesen, bald jenen Gegenstand an, ohne das Geringste auszurichten. Sie fühlte sich halb erlöst und halb in neuen Banden. Gegen Abend saß sie still wie ein müdes Kind in Lewinoffs Zimmer auf dem Ledersofa, betrachtete die roten Sonnenflecken auf den Möbeln und dachte an den Morgen zurück. Hatte sie sich ihm nun mehr ergeben als früher in Gedanken und Worten? Und doch, ihn hatte es glücklich gemacht und das genügte ihr, das half ihr auch darüber hinweg, daß sie ihn zum ersten Male schwach gesehen.

Lewinoff trat ein. Sie fühlte sofort, daß etwas Besonderes vorgefallen sei und ging ihm entgegen. Er reichte ihr schweigend einen Brief.

„Aber das kann ich ja nich lesen. Das is wohl hebräisch?“

„Ach so — ich werde dir vorlesen."

„Is es was — Schlimmes?"

„Nein — gut und schlimm."

Er las ihr vor. Es war ein langer Brief von seiner Mutter. Er bewegte sie tief, vor allem als sie sah, wie er ihn von neuem packte. Die alte Frau bat ihn, doch nach acht langen Jahren einmal heimzukehren und alles wieder gut sein zu lassen. Der Vater biete ihm Versöhnung an und volle Freiheit. Er könne jetzt kommen, wie er wolle, aber er möchte nur kommen, denn der Vater sei siebzig Jahre alt, und sie sei eine kranke Frau, die vielleicht noch bis zum Frühjahr das Leben habe. Und die Heimat werde ihm schon gefallen, nachdem er sie so lange entbehrt. Sie schilderte ihm in ihrer einfachen Weise, wie ein alter Volksdichter, ergreifend seine Vaterstadt, seine Familie, sein Volk. In großer übermächtiger Sehnsucht, die nur einmal spricht und bittet, klang das Ganze aus.

„Was willst du nu tun?" fragte ihn Elvira nach einer Weile.

„Was soll ich tun?"

„Was du für richtig hältst.“

Sie wollte jetzt durchaus stark bleiben und erschrak, daß ihre Stimme so gebrochen klang.

„Es ist kein langer Abschied“, sagte er.

„Und wenn auch — du sollst haben, was du nötig hast.“

„Es ist kein langer Abschied. Ich weiß, was du fürchtest. Aber sei unbesorgt. Ich sehne mich wohl nach Frieden und Versöhnung, aber du bist etwas, was ich mir nicht nehmen lasse. Sie werden es auch nicht nehmen wollen. Ich komme anders zurück als ich fortging. Ich werde sie besuchen, um alle wiederzusehen, ich werde ihnen sagen, daß ich dir gehöre und werde zurückkommen nach sechs Wochen und werde dich heiraten. Dann wird auch deine Mutter zufrieden sein.“

„Heiraten? — —“

Sie sank an ihm nieder.

„Was ist dir?“

„Danke.“

Weiter sagte sie nichts, und er fühlte zum ersten

Male, was sie gelitten hatte, wenn er auch nicht verstehen konnte, wie tief er sie jetzt beglückt.

Er hob sie auf.

„Ich muß noch heute Abend fort.“

„Noch heute Abend?“

„Ja — ich kenne mich darin. Bis morgen würde ich wieder schwankend werden und das will ich nicht. Ist deine Mutter hier?“

„Mama is waschen jejangen.“

„Besser, daß sie fort ist. Sage ihr, was ich dir gesagt habe. Dir wird sie glauben. Sie verwahrt ja auch mein Geld.“

„Ach nich doch — — — Michael! — —“

„Entschuldige, ich bin bitter geworden, aber ich will ihr vergeben. Lasttier des Lebens. — Komm, hilf mir packen. Der Zug geht um Acht, ich fahre vom Schlesischen Bahnhof und nehme nur die kleine Ledertasche mit.“

„Nach Rußland? Aber Kindchen, bloß die Tasche?“

„Was brauche ich mehr? Ich muß nur fort. Bei meinen Eltern finde ich genügend.“

Sie half ihm packen, eilig, fast besinnungslos vor Schmerz und Glück. Seine Worte verließen sie nicht. In jeder Silbe lag für sie ein Schwur.

„Leb wohl.“

„Nu wirst du Ruhe kriegen?“

„Ich schreibe dir jeden Tag.“

„Wahrhaftig?“

„Ja, jeden Tag — und du?“

„Ach meine Tintenkleckse... Natürlich.“

„Leb wohl — begleite mich nicht — es ist sonderbar, so rasch zu gehen, aber es ist besser.“

XIII.

Als Lewinoff zu seinen Eltern kam, ganz überraschend, unangemeldet, fand er sie nicht mehr in Kiew. Er hatte in seiner Verwirrung vergessen, daß die Mutter ihm die Übersiedlung in ein benachbartes Ackerstädtchen mitgeteilt. Dort traf er völlig veränderte Verhältnisse, die das mühsam zusammengezimmerte Bild seiner Erwartung umstießen. Leib Lewinoff, der Vater, hatte seine Spritfabrik verkauft und war ein Frühaufsteher, ein Naturliebhaber und Ackerbürger geworden. Im Gemüsegarten fand er ihn, den Korpulenten, mit rotem Gesicht und bloßem weißem Kopf, behaglich stöhnend Kohl umgraben. Er grüßte den Sohn befangen, doch ohne Groll, im verhaltenen Kampf noch gegen seine Fremdartigkeit. Die Mutter, ans Bett gefesselt, bleich und sauber, wie immer, gab Lewinoff den ersten Kuß, die erste Erlösung seiner

stürmischen Bewegtheit. Sie streckte ihm ihre matte, gelbe Hand hin; er kniete weinend bei ihr nieder. Im Hof draußen lärmten die Kinder, Lewinoffs jüngere Geschwister, zehn an der Zahl — das jüngste, ihm noch unbekannte, war erst 8 Jahre alt. Und während er nicht aufzublicken wagte, trat Rahel ein, seine älteste Schwester, ein achtzehnjähriges Mädchen, das schön herangeblüht war. Sie näherte sich ihm und hob ihn auf, indem sie ihm einen heißen Kuß auf die Lippen drückte. Beide beruhigten dann die Mutter, und während die Kranke sich zum Schlaf ausstreckte, führten sie am sonnenhellen Fenster ein scheues, zärtliches Flüstergespräch. Die Schwesterseele tat ihm wohl. Wie glättete sie seinen Aufruhr, wie wußte dieses Kind, ein reifes Weib schon, ihm zu sagen, was er sollte!

„Vater ist so fremd, Rahel.“

„Laß ihn. Heute Abend ist Chabbesanfang, Micha. Da findet ihr euch.“

„Wer weiß es.“

„Du, es ist die alte Macht — die leidet nicht an unseren Zerwürfnissen.“

„Meinst du?“

„Das weiß ich.“

„Rahel — wie bist du sicher und froh! Ach könnte ich so sein! Der Brief von Mutter! Hätte ich mich wehren müssen, hätte ich nie kommen dürfen? Wer abfällt, falle ganz ab. Und nun!...“

„Ist es dir nicht gut gegangen in Berlin?“

„Doch, doch, Rahel, aber man weiß nicht, wo die Heimat ist...“

Er starrte hinaus, in den friedlichen Sonnenschein und auf ein Taubenvolk, das mit blitzenden Flügeln am Fenster vorüberhuschte. Die Kinder spielten Soldaten.

„Die Heimat. Ja... Wenn ich dich recht verstehe... Das hier ist die Heimat. Aber es gibt noch eine andere, eine größere — darin lasse ich mich von Vater auch nicht knechten.“

Rahel hatte es ernst, fast hart gesprochen. Sie senkte den dunklen Kopf ein wenig. Doch war ein leises Lächeln auf ihren roten Lippen, und sie schien eine Frage von ihm zu erwarten. Er aber ahnte, was sie meinte, fürchtete sich davor und schwieg.

Sie wandte sich mit rascher Wendung zur Tür hin. „Wollen wir aufs Feld hinaus?“ fragte sie leise. Ihre Anmut war jetzt überraschend groß. Erregte Herzenskraft und Schönheit, dankbar wie ein Geschenk des Himmels empfunden, ein Kind mit reifen Zügen, Milch und Blut, so war sie. „Mutter schläft!“ Sie lächelte, legte den Zeigefinger an den Mund und schlich sich auf den Zehen hinaus.

Mutter schläft... Er sah eine heiße Nacht, sah schimmernde Sterne, sehnende Arme sich öffnen, hörte dann ein leises Pochen, dann ein Jauchzen, dann den Kuß. Er folgte ihr langsam. Schlanke Schwester — stolz und sicher trug sie ihr kleiner Fuß. Sie gingen durch das rauschende Korn. Die Sonne lag in weißen Wolken, als wollte sie ein wenig ausruhen. Grillen hämmerten ihr schrilles Lied.

„Bist du verlobt, Rahel?“

Sie fiel ihm um den Hals. „Ja, Bruder!“

„Aber niemand weiß es?“

„Niemand — als du!“

„Wer ist es?“

„Du wirst ihn heute abend sehen... Er kommt

jeden Freitag, wenn Vater den Chabbes einweiht...
Er heißt Josef Grün."

„Wann werdet ihr heiraten?"

„Er will es erst sagen, wenn er selbständig ist. Er fabriziert chirurgische Instrumente, weißt du. Im Winter wird er um mich anhalten. Und dann..."

Er sah ihr in die Augen. Seltsam, er konnte es ganz ruhig, obwohl er seit seiner Kindheit zum ersten Male die Macht der Tränen spürte. Sonne kam in seinen Blick, durch warmen Regen gleichsam. Das fühlte er und darum konnte er sie brüderlich prüfend ansehen. Er küßte sie. Sie sagte mit ihrer leisen, lachenden Vogelstimme: „Ich segne deine Rückkehr!"

Sie kehrten um. Und Rahel drückte seinen Arm im Schreiten, Rahel beugte sich vor und sah ihn bittend an.

„Bruder —"

„Was willst du?"

„Hast du keine Liebe? — —"

Diese Frage enthielt weit mehr als ihren nächsten Inhalt. Diese Frage war ein Gleichnis, groß und

donnernd, Gottes Wort — es konnte ihn heben oder zu Boden werfen. Er blieb stehen. Hast du keine Liebe? Das Bild seines Mädchens, in weiter Ferne, bleich und einsam, stand plötzlich vor ihm. Rahel wußte nichts — und doch war Rahel sein Richter. Er erzählte ihr alles. Voll Demut, Sehnsucht, Leidenschaft. Aber es war ihm fast, als gälten seine Worte einer Anderen, nicht Auguste Scheunemann. Sie griffen zu sehr mit ringenden Händen nach einer gesunden, glücklichen Welt. Gelöst war in ihm, was in der Fremde gefesselt war — doch schien ihm jetzt Auguste nicht die Löserin zu sein. Rahel lauschte. Rahel malte sich in keuscher Schwesterliebe ein Bild von der Verlassenen aus, und es konnte kein zarteres Empfinden, kein tieferes Mitleid geben, als ihre jüdische Seele mit dieser jungen Christin hatte. Sie ahnte aber in dunkler Eingebung, daß ihr Bruder untreu werden könnte, daß ein Verrat das Ergebnis seiner Heimkehr würde. Nie und nimmer durfte das geschehen. Sie erblickte plötzlich eine Aufgabe vor sich — ohne ihre Absicht merken zu lassen, machte sie sich sofort zur Freundin

der Unbekannten. Mit ernstem Eifer lobte sie Lewinoff das Mädchen, pries sie ihn glücklich und suchte mit rührendem Bemühen den Unterschied, der sich ihm zwischen ihrer jungen Schönheit und der armen Entstellten aufdrängte, nicht aufkommen zu lassen. Wie von einer Ebenbürtigen sprach sie von Auguste, als wenn es nur eine Liebe gäbe, ein Glück, ein Hoffen. Sie gründete den frohen Bund der heimlich Verlobten und versprach sofort an Auguste zu schreiben. Sie wisse jetzt alles, ach, sie solle nur Mut haben, mit vereinten Kräften werde man schon siegen! Der Bruder aber komme ihr bald als froher, neugeborener Mensch zurück...

Es wurde Abend... Der Vater saß im Wohnzimmer, am weißgedeckten Tisch, zwischen zwei brennenden Kerzen, und betete. Still, in etwas stumpfer Feierlichkeit, saß die Familie ihm gegenüber — die Mutter, die das Bett verlassen, Rahel, die Kinder und Michael Lewinoff. Auch Josef Grün war gekommen. Ein schlanker, blonder Jüngling, der äußerlich nichts Jüdisches hatte, auf dessen breiter Stirn aber stärker als bei allen Anderen der

Glaube an die ernste Stunde lag. Lewinoff sah ihn verstohlen von der Seite an. Kein Blick, kein Austausch, nicht einmal der leiseste Zwang von Verliebtheit war bei Josef und Rahel zu entdecken. Sie trugen ein goldenes, unerschütterliches Band, und ihr Geheimnis war ihnen klein, wenn sie vor Gott standen. Furcht vor den Eltern? Menschenfurcht... Es würde sich alles geben, klären, gut sein, wenn Gott sich nicht abwandte. Sie glaubten, die beiden. Ja, sie glaubten. Schönheit, Jugend, Kraft — nur holde Schalen ihres Glücks — der Kern lag tief geborgen.

Nach der Feier trat Lewinoff mit heißen Wangen in die kühle Nachtluft hinaus. Die Stadt schwieg jetzt in Sabbatstille, unzählige Sterne brannten wie göttliche Leuchten am Firmament. Lewinoff starrte über den Zaun des Gartens fort, in die schwarze Ferne. Bei Tage Arbeit, nachts die Wunderruhe des Geschaffenen. Er nur mußte feiern. Er nur mußte zweifeln, an sich und an der menschlichen Bestimmung. Wahn! Wie Rahel war und Josef — so mußte er werden! Rückkehr! Heimat

Boden! Wer nahm ihn mit, welch starker Geist, den endlosen Weg, der nur ein Schritt war: aus der Wildnis des Heimatlosen auf die väterliche Scholle? — — —

Da fühlte er sich plötzlich am Arm ergriffen. Sanft und ernst. Das konnte nur der Vater sein — er fühlte es.

„Was tust du hier im Dunkeln?“ fragte ihn der alte Mann.

„Ich suche meinen Weg.“

„Im Dunkeln?“

„Das muß ich, Vater. Wer ohne Heimat ist...“

„Das sagst du mitten in der Heimat?“

„Wer gottlos ist...“

„Das sagst du, wenn du von Gott kommst?“

„Vater!“

Er lag in seinen Armen. Der Alte und der Junge starrten, aneinander gelehnt, in den Himmel über ihnen. Und die Erde unter ihren Füßen wurde fest.

XIV.

„Kirschen pflücken! Bruder, komm' mit!"

Rahel war es, die ihn anrief, als er ohne Bewußtsein vom hellen Sonntagmorgen in seiner Stube saß und nach Jahren wieder einmal des Vaters Talmud studierte. Sie hatte die Tür aufgestoßen, stand mit lachenden Augen und erhitzten Wangen da. Er folgte ihr nur zögernd und trennte sich mit schlechtem Gewissen von seinen unfruchtbaren Studien. Wie kalt und schwer war das alles! Halb Märchen, halb überwundene Weisheit. Und draußen? Kirschen pflücken!... Er ging mit.

Auf einer Wiese nahe am Hause stand eine Reihe von Kirschbäumen in Fruchtfülle — überall glühte es rot und lockend aus den grünen Zweigen. Als sie hinkamen, fanden sie schon ein junges Mädchen dort, das sich vergeblich mühte, einen Baum zu erklettern. Sie umhalste ihn gleichsam, ließ nicht ab von ihm und jammerte:

„Ich komm' nicht hinauf, Rahel!"

„Aber Sonja! Da liegt doch die Leiter!"

„Wo denn?"

„Im Grase! Dort!"

„Ach, hätt' ich das gewußt!"

Sie glitt herab und wandte sich jetzt lachend, das rötliche Haar aus der Stirn streichend, Lewinoff zu. Rahel stellte vor. Das Mädchen hieß Sonja Peiser — sie nickte nur ein wenig mit jener unbefangenen Nichtachtung aller Förmlichkeiten, die Lewinoff gern hatte. Dann wandte sie ihm, wie häufig später, ihr merkwürdiges Profil zu, das eine energische und doch zarte Linie hatte. So sprach sie weiter. Halb kindisches Zeug, halb möglichen Ernst, wenn er mehr auf den Ton als auf den Sinn ihrer Worte hörte. Ihre Augen waren klein und blitzend. Sie hielt sich lässig in der losen Bluse und stand nie still — mit ihren schlenkernden Bewegungen täuschte sie beständig über eine leichte Schiefheit ihrer Gestalt hinweg. Rahel brachte die Leiter. Doch als sie selbst den Baum besteigen wollte, drängte Sonja sie fast zornig zur Seite und rief

wie ein böses Kind: „Nicht du!... Ich steige hinauf und werfe dir die Kirschen zu! Ihnen auch, Herr Doktor — wenn Sie wollen?“

Sie war schon wie ein Eichkätzchen bis zur Krone geklettert — ihr leichter Kattunrock wehte im Winde. Lewinoff trat schüchtern heran, während Rahel mit überlegenem Lächeln die Leiter festhielt. Die ersten Früchte, die Sonja herunterwarf, ließ Lewinoff fallen.

„Micha, paß auf!“

Ihn machte der feine und doch durchdringende Duft verwirrt, der von Sonjas Kleid ausging. Etwas wohlig Warmes, Lockendes war es, ein verhüllter Schatz, der ihn von oben, aus ihrem jungen Mädchenkörper anwehte. Er wollte es nicht fühlen und mußte doch. Wie klein war ihr Fuß im Lackschuh, der fast schwebend auf der Leitersprosse stand. Er kannte noch nichts von Frauenkunst, von Frauenmitteln — das französische Parfüm, das Sonja über ihr Kleid gegossen, hielt er für einen Blütenduft, der ihr natürlich war. Er wurde rot, und alle Kirschen ließ er fallen.

„Jetzt halte du die Leiter, Micha — pfui — die

schönen Kirschen!“ Rahel hatte es fast zornig gesagt. Sie hockte sich hin und sammelte die Ernte ein. Sonja ward aufmerksam und beugte sich mit listigem Lächeln nieder. „Weh!“ rief sie und gab ihrem Körper eine neue, täuschende Schlangenlinie — „Herr Doktor! Die müssen Sie essen!“

Nach einer Stunde gingen sie gemeinsam dem Hause zu. Rahel schwieg und hatte den Kirschenkorb auf ihren dunklen Kopf gestellt — sie trug ihn balancierend und sah nur mit verstohlener Unruhe zuweilen den Bruder an. Sonja unterhielt sich mit Lewinoff und rückte ihm dabei so nahe, wie Kurzsichtige tun, so nahe jedenfalls, wie außer Auguste kein Mädchen an ihn herangekommen war. Früher wäre er zornig geworden, hätte er sich unempfindlich abgewandt, der Versucherin den Laufpaß gegeben. Jetzt — er wunderte und freute sich über sich selbst, wie er so sicher und als leutselig Umworbener gleichsam mit der Fremden sprechen konnte. So sprachen eigentlich andere Menschen als er. Aber daß er es jetzt auch konnte, dankte er seinem Erlebnis in Berlin. Auguste, die Arme, die

Halbe, hatte ihn doch zum Mann gemacht. Er fragte Sonja sogar aus.

„Sie studieren?“

„Ja — ich habe jetzt Ferien. Dann fahre ich nach Berlin zurück.“

„Was studieren Sie?“

„Nationalökonomie — Botanik — Philosophie.“

„Alles drei?“

„Warum nicht!“

Ihre Augen hatten keinen Laienausdruck. Sie hatte überhaupt nichts Laienhaftes. Lässig schritt sie neben ihm her, bückte sich zuweilen, zog eine Blume aus der Erde oder ließ einen Käfer über ihre Hand kriechen — alles mit den ruhelosen, schwankenden Bewegungen, die ihr eigen waren. Ihn fesselte das als Gleichnis der ganzen Welt — auch die war ein Weib. Was ihn abstieß, war schön. Er mußte mit Rahel darüber sprechen. Das Haar, das Haar — im stumpfen Rot die goldenen Fäden. Wirkliches Gold. Die Sonne machte es dazu.

„Wir wollen nicht von mir sprechen“, sagte Sonja plötzlich.

„Von mir etwa?“ fragte er leise.

Sie wandte sich ihm errötend, mit zuckenden Lippen zu. „Ihre Bescheidenheit ist so groß, daß sie anfängt, klein zu werden,“ sagte sie in einem rauhen, kochenden Ton, den er bestürzt wie ein Geständnis hörte. „Sie sind der größte, lebende Dichter unseres Volkes! Ja, das sind Sie! Was gilt Ihr Widerspruch! Sie können sich natürlich nicht so nennen! Ich muß!“

„Warum denn?“

„Weil ich alles von Ihnen gelesen habe. Was sag' ich — gelesen! Erlebt! Und nun die Wonne, daß ich Sie kennen lerne!“

„Fräulein Sonja...“

Er schwieg — er sah in ein neu entdecktes Land. In endlose Weite. Erfüllung kam durch einen törichten Mädchenmund? Das Ziel?! — — Nein, nein. Er wehrte sich, er wollte über ihre Schwärmereien lächeln... Und doch! Das erste Mal! — Er schwieg. Er wünschte, daß sie weiterreden sollte.

„Was verkündet dir da Sonja?“ kam jetzt Rahels Stimme unwillkommen dazwischen.

„Nichts... Nichts, nichts."

„So ist es recht!" rief Sonja.

„Was meinen Sie damit?"

„Unsere Anbetung soll Ihnen nichts sein! So bleiben Sie, was Sie sind! So werden Sie unser Messias werden — ja — wie die *Jungen* ihn brauchen!"

„Sonja", sagte Rahel jetzt verweisend und blieb stehen. „Sonja, Sonja, sei nicht üppig in Worten. Ich bitte dich. Du weißt, es ist dein alter Fehler —"

„Besser, als arm an Gefühl sein! Du weißt, was bei mir dahinter steckt!"

„Wieder ein Rätsel?" fragte Lewinoff und sah von dem einen Mädchen auf das andere.

„Auf Wiedersehen!" rief Sonja. Ihr schossen plötzlich Tränen in die Augen, er sah es, echte Tränen — dann nickte sie ihm zu und lief in das nächste Haus. Ihr Elternhaus — das bemerkte jetzt Lewinoff, denn über dem Tor hing ein stattliches Firmenschild, worauf zu lesen war: Bär & Peiser,

Getreide en gros. Er trat mit Rahel in die eigene Wohnung.

„Ein wunderliches Geschöpf“, murmelte er, um von Sonja nicht abzukommen.

„Das ist sie... Ja... Vielleicht.“

„Warum vielleicht?“

„Ich wollte eigentlich gar nicht, daß sie zum Kirschenpflücken gekommen ist, Micha. Ich mag sie nämlich nicht. Du kennst sie kaum — ich kenne sie lange. Sie ist nicht aufrichtig, Micha.“

„Nicht aufrichtig?... Hm... Das ist ein relativer Fehler.“

„Verzeih, ich verstehe deine Fremdworte nicht.“

„Laß gut sein... Seltsam ist das Wechselspiel ihrer Bewegungen. Wie eine schöne, leuchtende Schlange. Ich habe solch ein Wesen nie gesehen.“

„Auch da muß ich dich leider herabstimmen, Micha. Sie will — es ist mir unangenehm von dergleichen zu sprechen, denn mich stört es nicht — sie will die Leute mit ihrer Beweglichkeit über einen Fehler hinwegtäuschen. Sie ist ein bißchen schief gewachsen.“

„So... Nun ja — hinwegtäuschen. Die Leute! Sich doch auch? Mit geistiger Kraft, nicht wahr? Ich weiß, wie ein Weib unter dergleichen leidet...“

„Ja, ja — du meinst Auguste — aber der Unterschied, Micha!...“

„Laß es... Wir verstehen uns nicht... Wie kannst du eigentlich so verächtlich von ihr sprechen! Von ihr, die eine Bildung hat, ein Wissen, das —“

„Das mich beschämen müßte? Gewiß, Micha. Aber trotzdem glaube ich nicht an ihr Studieren. Sie kokettiert damit, wie mit einem Hut oder einer Haarschleife.“

„So... Mit dir ist nicht... Du vermutest das doch nur! Du weißt es nicht! Das ist eben euer Unglück hier! Ihr werdet zeitlebens im Ghetto sitzen, denn wo sich ein heller und mutiger Versuch zeigt, hinauszukommen, da verhöhnt ihr, ohne zu verstehen, da werdet ihr moralisch und rümpft die Nase! Ja, der Fortschritt! Euer gepriesener Fortschritt! Ihr kokettiert damit! Und den, der ihn wirklich macht, den haltet ihr für Scharlatan!“

„Micha, Micha — — warum schiltst du mich?“

Sie waren schon lange in sein Zimmer getreten und standen jetzt am Fenster, beide abgewandt und trotzig in den Garten starrend.

„Ich will gar nicht hinaus“, sagte jetzt Rahel leise, während sie eine Träne hastig von der Wange wischte. „Ich möchte gar nicht nach Deutschland. Weil ich überzeugt bin, daß die Flucht nicht genügt, um uns Freiheit zu geben. Jahrtausende, Micha! Es ist doch immer dasselbe. Wir tragen unsere Unrast in der Welt umher. In einer Welt, die glücklicher ist, weil sie anders geboren ist, weil ihre Vergangenheit besser ist als unsere. Ein bißchen Glück da draußen stehlen? Ist das etwas? Nein, Micha. Nur wer sich selbst den Frieden geben kann, unter uns Juden — der wird glücklich. Der kann auch bleiben, wo er ist. Der soll sogar bleiben, wo er am tiefsten bedrückt war. Wir Jungen haben es wohl schwerer als die Alten, weil wir nicht so gläubig sind. Aber unser Glaube hat die Zukunft, Micha. Wir hassen das Alte nicht mehr. Wenn du das nicht gefühlt hättest — warum wärst du dann nach Hause gekommen?“

Er senkte den Kopf und ging hinaus. Das Gefühl ihres Sieges über seine kleinliche Aufwallung machte ihn noch trotziger. Ein Bild umgaukelte ihn, ein rötliches Haupt, ein dürstendes Antlitz, ja, das Schlangenspiel einer Schönheit, die aus dem Paradiese der Aufrechten verstoßen war. Und dann... im Ohre lagen ihm fest und unverlierbar die Worte: „Sie sind —!“ Wie war es? Wirklich? War es so? „Sie sind — der größte lebende Dichter Ihres Volkes.“ Wenn er auch viel von diesem Titel abstrich — es blieb doch genug, um sein vereinsamtes Künstlerherz mit Stolz zu füllen. Nie hatte er so das Gefühl erlebt, die ferne Seele einer Leserin beherrscht zu haben. Nie so... das war der Ruhm, der ihm nottat. Verständnis eines ringenden Mädchenherzens, Sehnsucht, Sehnsucht... Er ging an ihrem Hause vorüber. Und während Rahel in ihrem Stübchen saß und einen langen Brief an Fräulein Auguste Scheunemann, Berlin in Deutschland, Breslauerstraße 17, schrieb, spähte er selbst, von dessen Liebe in jenem Trostbrief die Rede war, nach einem verhüllten Fenster hinauf, in finsterer, steigender Lust,

von deren Niedrigkeit ihn nur noch ein halbes Bewußtsein trennte.

Vor Abend sah er Sonja nicht. Erst, als es dunkel wurde und die ganze Familie Lewinoff im Garten saß, um nach dem Sonntagsessen der Ruhe zu pflegen, huschte sie plötzlich durch die Pforte und lachte die Erschreckten an. Die Eltern ließen sich im Zeitunglesen nicht stören, und Rahel wandte sich kühl von ihr ab zu Josef Grün, der neben ihr saß und ihr eifrig Notizen aus einem dicken Kontobuch erklärte. So konnte sich Lewinoff, wie er es wünschte, dem Mädchen nähern und spazierte mit ihm im Garten auf und ab.

„Ich habe noch viel über Sie nachgedacht“, sagte er, indem er sie unwillkürlich düster von der Seite ansah.

„Wirklich? Es gibt doch nicht so viel über mich nachzudenken, Herr Doktor?“

„Vielleicht!“

„Darf ich wagen, Sie nach Ihrem neuen Werk zu fragen?“

„Lassen wir das... Ich vermute — hören Sie — Sie schreiben auch...“

Sonja blieb plötzlich stehen und lächelte — ihr Antlitz war verzückt und völlig weiß im Mondlicht. „Danke“, flüsterte sie. „Daß Sie das vermuten.“

Sie rührte ihn tief. Mit zarter Vorsicht fragte er weiter: „Wollen Sie mir etwas —“

„Zeigen?“ rief sie leidenschaftlich. „Nein! O nein! Noch nicht! Aber Sie haben mir jetzt Wegzehrung gegeben.“

Sie waren unwillkürlich um das Haus herumgekommen, an eine Stelle, wo sie niemand sehen und hören konnte. Eine Pappel stand dort, am Brunnen, schwarz und hoch, und das Mondlicht glitzerte auf ihren wehenden Blättchen. Sonja zitterte plötzlich. Erschrocken sah er sie an. Sie brach in die Kniee — ohne daß er es hindern konnte. Sie weinte. Er beugte sich nieder, küßte sie und legte die Hand auf ihren weichen Scheitel. Dann bat er sie leise aufzustehen. Sie gingen wortlos, mit schlagenden Pulsen, wieder in den Garten.

„Sehen Sie, die Alten lesen“, flüsterte sie da

plötzlich, drängte sich an ihn, und ein spöttisches Lächeln flog auf ihre Lippen. „Erst Bibel, dann Zeitung! Wir Jungen sehen das und denken uns unser Teil!“

„Ist das nicht unaufrichtig?“ fragte er unwillkürlich mit Rahels Wort.

„Nein, nein. Wir sind eben weiter.“

Dann kamen sie an Rahel und Josef vorüber. Die saßen noch immer vertieft bei ihren Notizen. Sonja blieb stehen. „Nun?!“ fragte sie mit heimlichem Hohn. „Was lest ihr da für einen Philosophen?“

„Nur mein Hauptbuch, Fräulein Sonja“, sagte Josef ruhig.

„Ich lerne jetzt die ganze Fabrikation kennen“, sagte Rahel.

„Die ganze Fabrikation? Das ist ja prächtig!“

Übermütig ging sie weiter, mit schlenkernden Bewegungen, und Lewinoff folgte. Am Brunnen waren sie wieder, in dessen Tiefe das Mondsilber wie ein versunkener Schatz lag. Sonja blieb stehen, beugte sich über den Rand und starrte lange hin-

unter. Dann richtete sie sich plötzlich auf und fragte ihn forschend, mit herausfordernder Härte, indem sie das Haar aus der Stirn strich:

„Sagen Sie mir nur das eine, Doktor: An wen schreibt Ihre Schwester immer?“

„Rahel?“

„Nach Berlin!“

„Berlin?“

„Jawohl! Gestern erst einen dicken Brief und heute wieder. Gestern, obwohl Schabbes war. Heute hat ihn mir die Magd auf der Post gezeigt.“

„Ich weiß nicht...“

„Wirklich nicht?... An eine Dame?...“

„Mag sein! Wie kann ich Rahels Freundinnen kennen? Ich bin seit vorgestern hier... Ich bitte Sie — wir wollen in das Haus zurück und Kirschen essen.“

XV.

Herbsttage kamen, und Lewinoffs Briefe wurden seltener. Er war kein Mann, der Liebesbriefe schrieb, das wußte Auguste Scheunemann von vornherein, und wenn nach dreitägiger Pause nur eine Ansichtskarte mit „viele, innige Grüße“ kam, so sah sie darin das Lebenszeichen, die Schrift, die Gewißheit, daß sie in seinen Gedanken lebte. Doch hatte sie von ihrer Mutter, die einen ganzen Kalender befolgte, den Fatalismus der Gedenktage geerbt. Vor drei Monaten, am ersten Juli, war Lewinoff, der Chambregarnist, bei ihnen eingezogen — das erste Vierteljahr ihrer Bekanntschaft war um. Zum ersten September mußte bestimmt ein langer Brief kommen — ein Brief, der die kleinen, zerstreuten Nachrichten alle zusammenfaßte, der Ruhe und Zukunft gab. Sie rechnete schon die Länge des Schreibens aus, wie ein Kind seine möglichen Weihnachts-

geschenke. Unter sechs Seiten durfte es ihm nicht hingehen.

Aber der Brief blieb aus. Daß Lewinoff nicht krank war, wußte sie. Rahel hatte ihr in diesen Tagen wieder geschrieben. Daß alles gut sei, alles sich entwickele, nur Geduld solle sie haben... Geduld! — Wer schätzte ihre Geduld ein? Die durfte niemand von ihr fordern — die mußte sie haben... Doch Rahel war ihr lieb, in ihrer wesenlosen Unbekanntheit. Sie hatte nie ein Bild von ihr gesehen und glaubte sie doch zu kennen, Rahel aus der Bibel, Rahel, um die Jakob warb. In ihrer starken, fast männlichen Schrift, in ihrer holden, schwesterlichen Offenheit sah sie ihr Bild und küßte es im Traum. So lange sie diesen Genius bei ihm wußte, war ihr um den Geliebten nicht bange. Aber er selbst schrieb nicht. Am ersten September nicht. Er lebte in tauber Ferne und war doch noch so greifbar nahe, zu sehen, zu atmen, zu berühren fast. Sie brauchte nur in sein verlassenes Zimmerchen zu gehen. Das tat sie stündlich. Sie fürchtete sich vor ihrer Mutter, deren banger,

beobachtender Blick sie verletzte. Heimlich schlich sie sich in Lewinoffs Gemach, um ihre ruhelosen Gedanken nicht zu verraten. Das Wesen der Mutter zeigte den Verdacht, zu dem sie niemandem Berechtigung gab. Nur in ihrer eigenen Seele durfte sich das dunkle Wetter zusammenballen, worin der Blitz sich barg: Er hat mich verraten. Und weise, ach so weise war sie in der Abwehr, diese Wolken in ihre traumhafte Klarheit einzulassen. Sie ging wie eine Blinde über ein glühendes Mohnfeld hin — alles genoß sie und wollte doch nicht böse sein, wenn sie an einen Stein im Wege stieß und zu Fall kam. Sommertag des Glücks — ein Zufall nur, ein Veilchenstrauß, den unbekannte Hände ihr ins Fenster geworfen. Atmen seinen Duft, bis er verwelkt war. Im Welken noch Schönheit finden.

In Lewinoffs Zimmer saß sie, am Tisch, wo er geschaffen hatte. In der einen Hand die letzte Karte Lewinoffs, in der anderen Rahels ersten Brief nach ihres Bruders Heimkehr. Der war ihr der liebste. Auf der Karte stand: „Mit bestem Gruß! — — Sei nicht böse meiner Schreibfaulheit! Ich erlebe

zu viel. Bald kommt ein langer Brief. Dein Micha." Micha? So hatte s i e ihn nie genannt. Und — „ich erlebe zu viel?" Ja, ja — sie konnte sich's denken. Alles stürmte auf ihn ein — die Eltern, der Glaube, die Zukunft. Freilich... Wie konnte s i e sich wohl in diesen Tagen im Vordergrunde seines Bewußtseins halten! Wenn sie nur Hintergrund blieb. Rückkehr — Rückkehr. Sie ließ den Brief und die Karte auf den Tisch fallen, erhob sich mühsam und schlich zum Fenster. Dort preßte sie die Stirn an die kühle, betaute Scheibe, schloß die Augen und dachte plötzlich: Übermütige... Wenn ihm nun Eva begegnet ist, die Starke, die lebensfroh Gesunde! — — Auch dann darfst du nicht klagen. Ein Zufall kann sie ihm am ersten Tage in den Weg geführt haben, und er hat Augen, Ohren, Sinne!... Nein!!... Ja, doch — es konnte auch das sein. Tränenloses Schluchzen schüttelte sie... Es ging noch alles hin, wenn nur der Gedenktag — wenn nur der B r i e f, ein erkalteter, gleichviel, am ersten September gekommen wäre. Die Zukunft trug ja den schwarzen Vorhang, wie

immer — ihn lüften, hieß den Tod sehen. Sie durfte nur zurückblicken, wo heilige Erinnerungen lagen, edel, rein und froh — es lohnte sich auch dafür zu leben. Freilich — — alles konnte ja noch gut werden, alles, alles ihre Gespenster Lügen strafen! Am nächsten Sonntag schon konnte er in ihren Armen sein!... Das arme Herz... Wer beschwichtigte nur dies rasend überlaute Pochen? Furchtbares Glück! — — In die Seele geworfen, abgrundtief, und doch eine flatternde Spinnwebe im Winde... Beten können! Nein... Was half hier?

Die Tür wurde aufgerissen. August war aus der Schule gekommen, Anna und Grete aus der Fabrik. Mit tyrannischem Ungestüm forderten sie auf der Stelle ihr Mittagessen. Namentlich die Schwestern hatten ein verbittertes Selbstbewußtsein Auguste gegenüber, weil sie die Verdienenden und Leistungsfähigen der Familie waren, jene aber nur ein Invalide mit unfruchtbaren Liebesgedanken. Für die breitmäuligen Berliner Kröten gab es gar keinen Zweifel mehr, daß der „Jude“ sie sitzen ließ, der Schmierfink, der „Dichter“, den sie nicht leiden konnten.

„Elvira steht am Fenster
„Und wart' uf Michaeln!"
deklamierte August leise vor sich hin und duckte sich nach Straßenjungenart, um der strafenden Hand seiner Schwester zu entgehen. Seltsamerweise aber reagierte die heute gar nicht auf seine Frechheit, sondern ging, wie erwachend und sichtlich befreit, um das Mittagessen aufzutragen. Dieser rohe Eingriff in ihr verschwiegenes Leid hatte ihr plötzlich eine bleibende Erkenntnis gegeben. Nichts half auf dieser Welt, was nicht Arbeit hieß. Arbeit —: Pflichten. Und wenn es selbst Sklavendienste waren, wenn sie mißhandelt wurde als Lohn — es füllte doch ihr Leben aus, es hob sie doch hinaus aus dem Dunstkreis der Sehnsucht, die wie Gift ihr Herz zerfraß. Und nicht nur wirtschaftliche Pflichten — was galt denn das selbstverständliche Amt, die Mutter während ihrer Arbeitsgänge zu vertreten, Geschwistern ein Heim zu geben und Elterngeist — sie mußte einen Beruf finden, sie mußte einen Lebenszweck erobern. Wenn Lewinoff zu ihr zurückkam, wollte sie ihm entgegengehen als Weib,

das ihm zur Seite stand und nicht vor ihm zu knieen brauchte. Aber was konnte das wohl sein? Was konnte sie noch leisten? In ihrer Schwäche? Gab es denn nicht irgend etwas? — — Nur nichts Mechanisches... Wäsche nähen oder... Nein. Es mußte einen winzigen Schimmer von Poesie haben, als letzter Anhalt gelten können für entrückende Träume. Was wohl?...

Da kam ihr eben ein Besuch recht, der an jedem Sonnabend kam. Das war Cecco, ihr alter Freund, der musikalische Clown, mit dem sie im Zirkus Schumann zusammen gewesen. Er hieß eigentlich Viktor Wolf und war schon alles mögliche gewesen — Weinreisender, Impresario, Kunstreiter, Wanderprediger — nun war er seit langem zum Zirkus zurückgekehrt und ernährte als bejahrter Mann auf dem gefahrlosen Clowngebiet seine zahlreiche Familie. Er hatte immer denselben, viel zu weiten, mostrichbraunen Anzug an und grüne, spitze Schuhe. Sein verschminkter Kahlkopf grinste und grimassierte beständig, Fremde konnten ihn für einen Idioten halten, doch steckte noch ein gut Teil

Lebensklugheit und Ideen in dem alten Cecco. Auguste, in die er onkelhaft verliebt war, sagte ihm in rascher Eingebung, was sie ersehnte, und bat um seinen Rat.

„Haha! Beruf!“ grölte er mit pathetischer Gebärde. „Wenn ich noch ein einzigesmal in diesem verfluchten Hundedasein dein Saltomortale ins Sprungnetz sehen könnte! Dein Saltomortale! Elvira!“

„Schecko,“ erwiderte sie gelassen, „was nützt mir das. Ich kann ja kaum noch in die Elektrische steigen. Nein, Schecko. Empfiehl mir man was Leichteres. Aber was 'n bißchen was mit unsere Arbeit zu tun hat.“

„Laß mich nachdenken!... Eine Minute!... O, ich werd's gleich haben, Elvira!... Ich werd's gleich haben... Wir sind ja nicht auf den Kopf gefallen, Gott sei Dank —“

„Ihr Parterreakrobaten, ihr tut euch auch nich viel, wenn ihr auf 'n Kopp fallt.“

„Nicht ulken, Elvira!... Ein Momentchen... Ein Momentchen... Ah!! Ich hab's.“

Er hatte es wirklich. Nachdem sie sich von dem Schrecken, den sein Aufschrei ihr verursacht, erholt hatte, hörte sie gespannt und in steigender Freude seinen Vorschlag. Sie habe beim Zirkus immer den apartesten Geschmack bewiesen, wenn es sich um Kostümfragen handelte. Er, Cecco, sei in diesen Dingen maßgebend, das stehe doch fest — er habe sie wiederholt dem Direktor Schumann als Beirat empfohlen für Feerie-Entwürfe. Unvergeßlich sei ihm noch ihr eigenes Kostüm. Das himmelblaue mit Silberfransen, den Kornblumenkranz ins offene, blonde Haar gedrückt!... Millionen könne sie verdienen, wenn sie den Künstlern solche Kostüme entwerfen würde. Millionen! Denn die großen Schneider seien viel zu teuer. Verbindungen habe er nach allen Seiten — hundert Kunden, zahlungsfähige Leute, Amerikastars könne er ihr ins Haus bringen. Ach — das sei ihre Zukunft, das allein.

Auguste blieb ganz ruhig. Sie überlegte, ob wohl, wenn sie notwendigerweise das meiste von Ceccos Illusionen abstrich, noch etwas Lohnendes für sie übrig bliebe. Sie stellte eine Berechnung an, ob-

sie selbst sich Stoffe &c. halten könnte, ein Lager vielleicht, aber davon kam sie rasch zurück. Sie mußte erstreben, Kostüme, deren ganzes Material ihr von Kunden geliefert wurde, nach eigenen Entwürfen auszuarbeiten. Das traute sie sich wirklich zu. Und prächtig war Ceccos Gedanke, weil er das Praktische mit dem Idealen verband. Kam sie auf diese Art nicht wieder mitten hinein in ihre schöne, tüchtige Welt, aus der sie so grausam herausgerissen worden? Würde sie nicht beim Nähen, Falten und Sticken die „Arbeit" derer sehen, die in solchem Staat vor das begeisterte Publikum traten, die schmetternde Musik wieder hören, mitmachen, miterleben, wozu sie die würdige Form gab? Ja, Cecco hatte Recht, und sie drückte dem stolz Zurückgelehnten voll Dankbarkeit die harten Akrobatenhände. Heute noch wollte sie alles in Angriff nehmen. Heute!... Aber an ihrem geheimen Feiertag? Am ersten September? — Nein. Sie wollte lieber bis morgen warten.

„Was zögerst du, Elvira?" fragte Cecco und rang die Hände.

Da wurde die Tür aufgerissen — August tram-

pelte herein, einen Brief in der Hand. Er kaute noch mit vollen Backen, hatte sich aber vom Essen getrennt, um seiner Schwester den Brief zu bringen, der ihr eine große Freude bedeuten mußte. Er war ja aus Rußland. Der Junge fühlte eine instinktive Dankbarkeit für das gute Essen, das Auguste ihm gekocht hatte, warf ihr den Brief hin und verschwand sofort.

„Ich bin diskret!“ rief Cecco, schlug ein Bein über das andere und wandte sich ernst zur Seite. „Lies ruhig, Elvira! Ich kann mir denken, wer dir geschrieben hat! Ich kann mir denken!“

Auguste konnte den Brief kaum öffnen, so zitterten ihre Hände. Also doch! Am ersten September! Er beschämte sie tief, er *hatte* daran gedacht! Verflogen war der nichtssagende Kram, der sie eben noch erfüllt hatte. *Hier* war ihr Beruf, ihre Zukunft — ja, die einzige, die sie erstreben konnte. Und während sie den Zeugen ihrer Erregung ganz vergaß, las sie die wenigen, alles sagenden Zeilen.

„Liebe! Treu Verehrte! Ich kann nicht anders. Du weißt ja, was. Es muß aus sein. Denke dir, ich habe eine Heimat gefunden! Einen Glauben! Einen Frieden! Alles! Du hast es mir angebahnt, ich weiß — aber übertragen nach Deutschland kann ich es nicht. Ich muß bei meinem Volk bleiben, das auf mich wartet. Und dich holen — könnte ich es doch! Wer will zwei Welten verbinden! Niemand kann es! Ich will ganz offen gegen dich sein — du verdienst es. Ich habe — ja, ich habe hier ein Mädchen kennen gelernt. Ein Mädchen meines Volkes. Sie ist die Erfüllung. Du warst der Bote. Ich brauchte beides. Darum tröste dich und denke ohne Gram an mich zurück. Meine Zukunft wird auch dir deinen Lohn geben. Ich kann nichts weiter sagen. Rahel versteht mich nicht. Rahel zürnt mir, aber sie hat mir doch versprochen, dir alles aufzuklären. Liebe, treue Freundin — Dank für alles!

Dein Lewinoff.“

Es dauerte so lange, bis Elvira ihm ein Zeichen gab, aus seiner abgewandten Diskretion zur Unterhaltung zurückzukehren — Cecco, der Weltmann, erlaubte sich schließlich selbst zu ihr hinzusehen. Ein kaltes Grauen überfiel ihn, ein stumpfer Schreck, wie etwa, wenn im Zirkus ein „Malheur“ passierte. Elvira saß ihm nicht mehr gegenüber, sondern lag wie tot am Boden, mit geschlossenen Augen, ganz gebrochen. Er hatte sie schon einmal so gesehen, damals, als sie ihren Sturz getan. Und jetzt? Der Brief? Was mochte er enthalten?! — „Eine Liebestragödie“, flog es ihm durch seinen dumpfen Kopf. Da lag das Blatt, doch es schickte sich wohl nicht, es zu lesen... lieber Hilfe rufen, einen Arzt. Allein... dann erfuhr er es nicht... Was denn — so fein gebildet war er gar nicht — ihm galten nur die Formen, die man sehen konnte. So bückte er sich rasch und las das Blatt — und staunte. Ein neuer Ausdruck kam in seine Züge. Viktor Wolf, der viel Umhergestoßene, war er wieder, nicht Cecco, der Seßhafte. „Ein Mädchen meines Volkes?“

flüsterte er skeptisch. „Nur keine Redensarten, junger Mann. Er wird 'ne Partie machen.“

Dann beugte er sich über Elvira und brachte sie durch seine Zartheit und Erfahrung, die er bei Unglücksfällen gewonnen, ganz allein zur Besinnung.

XVI.

Die Mutter nahm den Brief, das böse Dokument, das sie erwartet hatte, an sich. Es kamen stumme, leere Tage. Auguste hatte sich äußerlich gefaßt und tat mechanisch ihre häuslichen Pflichten. Doch sah man es ihrer gebeugten Haltung, ihren halb geschlossenen Augen und den wachsbleichen Zügen an, daß ihr Leben ein verglimmendes Licht war, daß ihr Herzblut gleichsam aus dem Kreislauf der Glieder ins Innere zurückströmte, um dort einen roten, schwellenden See zu bilden, der sie erstickte. Frau Scheunemann litt furchtbar. Ihr Mutterherz hätte aufschreien mögen, protestieren, zur Rechenschaft ziehen, was sie nicht verhindern konnte. Aber ihre Tochter gerade verurteilte sie zum Schweigen. Sie wagte nicht den letzten Aufruhr über Auguste zu bringen, der ihr Leben aufflammen oder plötzlich verlöschen lassen konnte. Der Brief, den sie mit

haßerfüllten Augen ansah, wo jedes Wort ihr dreifache Lüge, zehnfachen Betrug zu bergen schien, war für Frau Scheunemann die letzte Zuflucht, sich Luft zu machen. Sie trug ihn immer bei sich — Auguste hatte nicht wieder danach gefragt. Und auf den Waschstellen, bei ihren „Herrschaften“, die sie täglich besuchte, sprach sich die alte Frau nun aus, in heißen Redeströmen, deren Tiefe und Leidenschaft jene nicht ermessen konnten. Ihnen war oft das Lachen nahe über ein drastisches Schimpfwort, das Frau Scheunemann gegen den Dichter ausstieß, sie gaben ihr nur matten, etwas angewiderten Trost. Die Dienstmädchen aber hatten schon mehr Verständnis, als die gnädigen Frauen, und in den Waschküchen unten kam es zu weisen Erkenntnissen, zu Trostworten, die in der beleidigten Mutter nicht so bald verhallten. Was Auguste erlebt hatte, war Minna und Marie nicht fremd — was Minna und Marie geholfen, hielt jetzt auch Frau Scheunemann für ihres Kindes Rettung. „Obenauf bleiben — ja — sich nischt draus machen, aus so 'n Kerl! Sie hat ja kein Kind von ihm!“

Das Letzte war der größte Trost. Kein Kind... Jawohl — das wollte sie ihr doch sagen. „Auguste, wollte sie sagen, „wenn du nu mit was Kleenem dasitzen würdest! Da fängt das Malör erst an. Denn sonst — man pfeift uf eenen, dem man nischt wert war.“ — So sprach sie zu ihr, in ihrer übereilten Mutterliebe. Die Wirkung war schrecklich — ganz anders, als sie gehofft hatte. „Laß mich!!“ schrie Auguste und ihr Kopf schlug kraftlos hin und her. „Das mußte mir noch sagen!! — Ach! — — Ich wär' ja selig, wenn ich 'n Kind hätte! Wenn ich's haben könnte! Wozu bin ich auf der Welt! —“

Sie brach zusammen. Lange mußte die Mutter an ihr arbeiten, bis sie von ihrem wilden Jammer abließ. Endlich fand sie ruhigere, ganz ermattete Worte. „Mutter,“ flüsterte sie — „Mutter, du meinst es ja jut... Den Michael — ach Jott — den werd' ich bald verjessen. Den, der er jetzt is, mein' ich. Aber mein Erlebnis, Mutter — das verjeß ich nie. Und daß es was war, was einziges — da hätt' ich ja an so 'n Kind — an so 'n süßes

Kleines — den Beweis von. D a s is es, Mutterchen... und nu reden wir nich mehr davon."

„Sag' mir bloß das eine, mein jeliebtes Elvirachen", bat jetzt Frau Scheunemann mit tränenerstickter Stimme. „Willste ihn denn wirklich so klanglos loofen lassen? Kind! Der Kerl hat dir's Heiratsversprechen jejeben — weeste, was des heißt?!"

„Ich weiß es und er weiß es eben nich. Was hat denn die Jeschichte dann noch für 'n Wert?"

„Was haste ihm denn jeantwort'? — Oder haste ihm noch jar nich jeantwort'? — Denn laß m i r des machen, ich bitt' dich! — —"

„Ne, Mutter — nie! Du darfst dir da überhaupt nich 'reinmengen. Ich hab' ihm längst jeschrieben und Schluß jemacht. Janz ruhig. Schluß. Wenn er sein Jlück hat — — weiter hab' ich nischt jewollt."

„Der hat es jut!... Du machst mir doll, du machst mir d o l l, Elvira... Na und die Rahel? Was die Schwester is? So 'n Meechen kann sich

doch 'mal uf de vier Buchstaben setzen und 'n Menschen was schreiben, was los is!?"

„Ja, Mutter, ja — — das hat se ja jetan. So 'n bißchen wenigstens. Laß mich bloß — ich verstehe jetzt alles. Er hat mir eben bloß 'n Augenblick jehört. 'ne Stunde vielleicht... im Jrunewald, weißte noch, wie du jeschlafen hast, und wir zwei beide spazieren jejangen sind."

„So — — na und — wie er dich — na! Elvirachen! Da nich?!"

„Da nich mehr, Mutterchen... Da war er schon — wie andere Männer..."

„Wer is denn des Frauenzimmer!? — —"

„Davon schreibt die Rahel nischt. Ich kann se mir aber vorstellen. So 'n jroßes, strammes, kerzenjrades Mädchen wird se sein. So einfach und bescheiden und jesund. So recht was Rotbackiges und Dummes, zum Liebhaben!... Ja!... Dumm war ich auch... aber den Ersatz dafür — den hatt' ich nich. Na laß man jut sein, Mutter." — — —

Am Nachmittag ging Frau Scheunemann zu ihrem alten Gönner, dem Pastor Schottmüller von

St. Emmaus. Er empfing sie, seine große, bemalte Kaffeetasse auf dem Schreibtisch und die endlose Tabakspfeife in der Hand. Sie erzählte ihm stammelnd, was sie bedrückte — halb in herzlichem Vertrauen, halb in erwachendem Mißtrauen, ob sie von dem Gottesmann den rechten Trost erhalten könnte. Der Alte bemühte sich redlich. Aber sein im großstädtischen Verkehr entschlafener Antisemitismus regte sich wieder, als er von Lewinoff sprach. Und er brachte Frau Scheunemann eifernd auf das sozialpolitische Gebiet, das wohl zu harten Worten Anlaß gab, dem Herzen aber keine Linderung brachte. Dann sprach er von Auguste. „Die arme Seele“, sagte er plötzlich, indem er gedankenvoll den blauen Rauchringen seiner Pfeife nachsah. Frau Scheunemann horchte auf. Das war der Ton, den sie brauchen konnte... „Ihr Körper ist dem Leben nicht gewachsen, aber Sie werden sehen, liebe Frau, ihre Seele schwingt sich auf —“

„Im Leben!!“ schrie da plötzlich die arme Mutter und wurde kreidebleich. „Herr Pastor, um Jottes willen, ich muß das Kind behalten!“

„Liebe Frau — — im Leben oder nach dem Leben — gleichviel. Unsere höhere Bestimmung wartet auf uns alle. Ihr Erlöser wird ihr schon das Rechte geben. Seien Sie getrost.“

Er entließ sie. Wehe uns Menschen, fühlte Frau Scheunemann, als sie gebückt und frierend auf die Straße hinaustrat und in das grelle Tageslicht blinzelte. Man weist uns auf den Tod, wenn wir nach Frieden suchen. Was für ein Unsinn ist das Ganze! — — —

Ihre Tochter aber brauchte den Pastor nicht. Sie sah den Tod, sie hörte seine süße, lockende Stimme, aber zur Gewißheit wollte er ihr nicht werden. Ein Schritt nur — ja, sie konnte ihn tun. Das Taschenmesser an die Pulsader legen, die Schnur ihres Schlafrocks um den Hals, das Fenster öffnen, ja, es war ein dumpfer, leichter, täppischer Schritt. Was jeder konnte. Der weniger geprüft war als sie. Und den Fluch des Glaubens achtete sie nicht. Aber... sie ging mit einer bleichen Gestalt, sie wachte und schlief mit ihr, sie war so vertraut mit ihr geworden, wie einst mit ihrem

Geliebten, und immer, wenn sie sich ihr zuwandte, Ja sagen wollte, das lautlose, entscheidende Ja — dann trat das Leben dazwischen, mit seiner harten, unabweisbaren Pflicht, zerstreute sie wieder und ließ sie den Begleiter vergessen.

So war es zum erstenmal, als ihr Bruder früher als sonst aus der Schule kam, und Scharlachfieber den kleinen Kerl auf ein langes Schmerzenslager warf. Da war es an ihr, ihn zu pflegen — da leistete sie, was nur die Liebe und die Hoffnung leisten kann. Der Bruder wurde gesund und unzertrennlich von jetzt ihrer Schwestertreue ergeben.

Sie fiel dann wieder in ihr düsteres Sinnen, ihre Todessehnsucht zurück — sie hörte es kaum, mit welchem Frühlingsglauben, jubelnd der gerettele Knabe ins Freie lief. Sie wandte sich langsam wieder dem Begleiter zu. Und plötzlich schlich sich — es war Abend und dumpfe Stille in der kleinen Wohnung — Grete, ihre siebzehnjährige Schwester, zu ihr und bat sie weinend, zitternd um Hilfe. Zwei Arbeiter aus der Fabrik, vertrunkene, aber stattliche Männer, hatten sie und die Anna über-

redet, sie heute Abend in einem obskuren Ballokal zu treffen. Das weitere könne sich Auguste denken. Anna sei die Verführerin, Anna habe zugesagt, nicht sie. Und ob es denn recht sei, hinzugehen, ob denn Auguste die niederträchtige Anna, die im Hausflur unten warte, nicht zuletzt noch zur Vernunft bringen könne!... Da nickte Auguste, zog die kleine Schwester an ihr Herz und überrumpelte Anna, die mit gepuderten Wangen, ein heißes, begehrliches Ding, den Flitterstaat am Körper, wartend im Dunkeln stand. Als sie sich widersetzte, gab es Prügel. Es kostete Geist und große Energie, das lüsterne Ding zu kirren. Endlich gelang es, sie heulte sich aus, ging wütend in ihr Bett und war doch froh, daß die Mutter nichts gemerkt hatte. Auguste aber hatte das Bewußtsein, ihre Schwestern vor Unglück bewahrt zu haben und für die reine Zukunft einer rechtlichen Ehe.

Dennoch — wieder kam ein düsterer Tag. Sie war allein. Ein Hagelwetter prasselte an den Fensterscheiben. Dringlich mahnte sie jetzt wieder der bleiche Begleiter mit seiner lockenden Flüsterstimme,

ihn anzublicken, seinen Anblick zu ertragen, endlich Ja zu sagen, denn das Leben sei der Tod, nicht er...

‚Ich habe Geschwister.'

‚Was sind sie dir?'

‚Ich habe Erinnerungen.'

‚Was nützen sie der Zukunft?'

‚Wenn ich ein Kind hätte!'

‚Dein Körper wehrt es dir.'

‚So will ich dir folgen...'

‚Willst du?!'

Da irrte ihr Blick zum Fenster ab, und wie gebannt, dem Lauernden abgewendet, sah sie auf die Straße hinunter. Ihre Mutter erblickte sie auf dem Bürgersteig, wie sie von ihrer Tagesarbeit heimkehrte, erschöpft, durchnäßt, die alte, müde Frau, und aus dem Korb, den sie am Arm trug, lugten Frühlingsblumen hervor, ein Bund Narzissen, den sie für Auguste erstanden hatte. Eilig und sehnsüchtig stolperte sie über den nassen Fahrdamm — fast wäre sie zu Fall gekommen, als die Straßen-

bahn ihren Weg kreuzte. Dann kletterte sie mit ihren Blumen die vier Treppen hinauf...

Auguste reckte sich und schüttelte den Kopf. In diesem Augenblick verschwand der bleiche Begleiter und kehrte nicht wieder. Sie nahm sich vor, an Cecco zu schreiben, daß er sie besuchen solle, um jetzt endgültig die Idee des Kostümateliers mit ihr zu besprechen. Dann ging sie in dem treuen Gleichmut großer Einsamkeit, der Tod und Sehnsucht überwindet, ihrer Mutter entgegen.

Ende

Baronin Emanuel Mattl-Löwenkreuz: „Schwester Monika.“

Roman.

M. 3·—, geb. M. 4·50.

Literarisches Echo. Das ist der Roman des jungen Weibes mit seiner Bestimmbarkeit, Urteilslosigkeit, Hilflosigkeit. Was dem Roman einen besonderen Reiz verleiht, das ist die Schilderung der Kongregationen in Österreich und Frankreich und des Lebens zwischen den Klosterwänden. Die Verfasserin ist hier offenbar ganz zu Hause. Seltsam wenig modern oder aktuell ist aber ihr Verhältnis zu diesen festen Schlössern der Gewalt. Ganz so wie der Gräfin Else Eschelbach, ist ihr das Klosterleben etwas Gültiges, Existierendes und deshalb nicht Diskutierbares. Während unsere ganze Seele zittert vor Freude und Teilnahme bei dem herrlichen Kampfe Frankreichs gegen diese finsteren mittelalterlichen Despotien, bleibt die Autorin ruhig, mehr als objektiv, und nur gegen den Schluß dieser Episode, wo die todkranke Nonne von den liebevollen mères und soeurs von Saints-Anges einfach aus dem Kloster in ihre Heimat abgeschoben wird, erwähnt sie ausdrücklich, daß die Mittellosigkeit der Nonne hiezu der Grund ist. Aber niemand im Roman wundert sich auch nur einen Augenblick über irgendeine Schurkerei oder Gemeinheit! So erscheint das unterhaltende Abenteuerbuch ganz erfüllt von jener sehr tiefen, sehr bitteren und hoffnungslosen Menschenverachtung, die Alter, Erfahrung oder eine allzu bevorzugte Lebensstellung einprägen. Alle umgebenden Gestalten sind kräftig und sicher hingestellt, auch die Plastik der Szenerien ist bedeutend und der Ton vornehm.

Max Burckhard: „Wahre Geschichten."

M. 2·—, geb. M. 3·—

„**Münchner Allgemeine Zeitung.**" In den „Wahren Geschichten" tischt uns der ehemalige Direktor des Wiener Hofburgtheaters köstliche Früchte seines herzerquickenden und mitunter sarkastischen Humors auf. Aus der ersten Geschichte: „In der Schule des Lebens" spricht auch seine Beobachtungsgabe zu uns. Die Erzählung ist ein wahres Kabinettstück, das durch Ursprünglichkeit und prächtige Seelenmalerei besticht. Überaus fein gestimmt und tief empfunden ist die vierte und letzte Geschichte „Dulsein".

Maxim Gorki: „Im Gefängnis."

6.—10. Tausend.

M. 1·—, geb. M. 2·—.

„**Frankfurter Zeitung**". Die erregte Teilnahme weiter Kreise an dem eine Zeitlang ungewissen Geschick Maxim Gorkis hat die Spannung vermehrt, mit der man den Aufzeichnungen entgegensah, die der Dichter während seiner Gefangenschaft in der Peter-Pauls-Festung zu Papier gebracht hat. Das literarische Interesse an dem neuesten Werk Gorkis „Im Gefängnis" tritt hinter dem tiefen menschlichen Mitgefühl zurück, mit dem man an die Lektüre dieser Blätter geht, aus denen der heiße Atem der Revolution weht. Als echter Dichter hat Gorki nicht mit eitler Selbstbespiegelung seine eigenen großen und kleinen Leiden niedergeschrieben, die ihm die Gefangenschaft gebracht hat: Das Erlebnis hat sich ihm zum Kunstwerk gestaltet und aus der Fülle der Eindrücke heraus haben all die merkwürdigen Gestalten, die er in seiner ergreifenden Erzählung, vor unser Auge rückt, Körper und Farbe gewonnen und in ihren Reden drängen sich alle verstohlenen Gedanken ans Licht, wie sie nur immer das aus Dumpfheit sich losringende Gefühl erwecken kann, daß etwas Großes im Werke ist.

Henry Lavedan: „Das Bett."

Aus dem Französischen übersetzt von Ludwig Wolff.
Mit Illustrationen von Hugo Scheyrer.

Dieses Buch ist in Deutschland verboten!

M. 2·— geb. M. 3·—.
5. Tausend.

„Tagesbote aus Mähren und Schlesien." Bis auf vereinzelte Kleinigkeiten duftig und geschmackvoll übersetzt, vermag uns dieses Buch neuerlich zu belehren, wie noch immer die Franzosen ihre alte Überlegenheit im Dialogischen unversehrt bewahren, ja, wie meisterliche Schöpfungen diese Überlegenheit unabläſſig noch stärker gestalten. Bei uns kämen wohl nicht mehr als drei (Schnitzler, Bierbaum, Auernheimer) in engere Konkurrenz, gälte es, derartige Dingerchen zu komponieren, wie es diese fünfzehn Dialoge sind, welche frech, stellenweise ganz außerordentlich frech, aber immer wahr, nie erkünstelt, niemals ohne moussierende Laune sind. Sehr bleibt leider zu befürchten, daß Lavedans Buche ein ähnliches Schicksal harrt, wie es — recht bedauerlicherweise — Schnitzlers „Reigen" zuteil wurde: man wird es als pikant verschlingen und dabei schwerlich Zeit finden, zu beobachten, wie es Henry Lavedan zuwege gebracht, dreißig Menschen aus einem Punkt heraus zu charakterisieren. Glänzend zu charakterisieren!

Alice Schalek (Paul Michaely): „Das Fräulein."

M. 2·—, geb. M. 3·—.

„Neues Wiener Journal." In der Novelle „Das Fräulein" gibt Alice Schalek in knapper, schlichter und doch niemals banaler Darstellung die Geschichte der armen Erzieherin wieder. Ein gleiches Meisterstück der Darstellung ist die dritte Novelle des Buches „Sommerepisode".



Druck der k. und k. Hofbuchdrucker
Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.